

Volk und Rasse

Illustrierte Vierteljahrsschrift für deutsches Volkstum

Strausgeber: Prof. Aichel (Kiel); Dr. Bächtold (Basel); Prof. Dethleffsen (Königsberg i. Pr.); Prof. Fehl (Heidelberg); Prof. Fischer (Berlin); Prof. Hanbrück (Hamburg); Prof. Helbok (Innsbruck); Prof. Lehmann (Altona); Dr. Liers (München); Prof. Mielke (Hermesdorf b. Bln.); Prof. Möllison (München); Prof. Much (Wien); Prof. Panzer (Heidelberg); Dr. Pöhl (Hannover); Prof. J. Petersen (Berlin); Prof. Sartori (Dortmund); Prof. W. M. Schmid (München); Prof. Schulz (Königsberg); Prof. Schulze-Naumburg (Saaleck); Prof. Thurnwald (Berlin); Prof. Wahle (Heidelberg); Prof. Wrede (Köln); Dr. Jaunert (Wilhelmshöhe).

Schriftleitung der Zeitschrift: Universitätsprofessor Dr. Otto Reche, Gaulisch bei Leipzig, Ring 39, und Dr. Hans Eisig, München 51, Holzleitnerstraße 2.

Verlag: J. F. Lehmann, München SW. 4, Paul Heyse-Straße 20.

Jährlich erscheinen 4 Hefte. Bezugspreis jährlich M. 8.—, Einzelheft M. 2.—.

Postcheckkonto des Verlags München 129. — Postsparkasse Wien 59 594. — Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanstalt der Deutschen e. G. m. b. H. Prag II, Brakauerstraße 11 (Postsparkassenkonto der Kreditanstalt: Prag 62 780). — Schweizerische Postcheckrechnung Bern III 4848. Schwed. Postcheckkonto Stockholm 4107.

5. Jahrgang

Hest 4 Oktober (Gilbhart) 1928

Der Verlag behält sich das ausschließliche Recht der Vervielfältigung und Verbreitung der in dieser Zeitschrift zum Abdruck gelangenden Originalbeiträge vor.

Kelten und Germanen.

Von Professor Dr. Rudolf Much, Wien.

(Fortsetzung).¹⁾

Die zahlreichen Übereinstimmungen des keltischen und germanischen Wortschatzes, für die wir nur etliche besonders auffallende Beispiele vorführen konnten und die wir im ihre Gänze heute gar nicht überblicken können, dürfen uns aber nicht zu dem Schlusse verleiten, Keltisch, im besonderen Gallisch, und Germanisch seien sehr ähnliche Sprachen gewesen. Wohl gingen sie beide auch in der Lautentwicklung im einzelnen noch Hand in Hand, z. B. im Aufgeben der Beschadung bei den alten *Mediae aspiratae*, die hier und dort zu einfachen Lauten geworden sind, ohne dabei die Artikulationsstelle zu ändern wie z. B. im Lateinischen. In anderem aber geht auch das Gallische eigene Wege, wie seinerseits das Germanische besonders mit der Lautverschiebung. Indogermanisch ē ist gallisch zu i, ei zu ē, ö zu ā geworden, p abgefallen, q und kv sind zu p gewandelt, aus stimmhaftem, silbenbildendem m und n entstand am und an,

¹⁾ Es seien hier einige Druckfehler im ersten Teil dieser Abhandlung berichtet. Es hat zu heißen S. 148 Z. 20 v. u. keltomanischer statt keltogermanischer, S. 149 Z. 20 v. o. lase statt iasc, Z. 8 v. u. rathjō statt rāthjō, S. 152 Z. 12 v. u. velit statt velit und eben dort in der Anmerkung R. 17 statt R. 11.

aus ebensolchem r und l vor Vokalen ar und al, dagegen vor Konsonanten ri und li, sr wurde zu fr: alles ganz abweichend vom Germanischen.

Aber auch der Formenschatz ist im Gallischen ein ganz anderer. Man denke an inschriftlich überlieferte Genetive der Einzahl, wie Segomari, Ategnati; an einen Nominativ pluralis, wie Dannotalienoi; an Dative, wie Matrebo Namausicabo.

Schon ein ganz kurzer Text zeigt, wie groß der Abstand der beiden Sprachen ist. Eine gallische Inschrift, wie die von Alise-Ste.-Reine, Martialis Dannotalieuru Ucuete sasin celicnon etic gobedbi dugiointio Ucuetin in Alisa, d. i. „Martialis, des Dannotalos (Sohn), machte der (dem?) Ucuetis diesen Turm (oder dieses Hochgeschoß) und ? ? die (den?) Ucuetis in Alisia“, hätte kein Germane verstanden können, und umgekehrt würde kein Gallier etwa mit der Runeninschrift des einen der tonderischen Goldhödner, ek Hlewagastiz Holtingaz horna tawido „ich Hlewagast der Holting (d. i. der Bewohner von Holt, der Holtseate, Holsteiner?) habe das Horn gemacht“, etwas anzusagen gewußt haben.

Dass Germanen und Gallier sich miteinander nicht verständigen konnten, ist auch aus Caesar zu schließen, wenn er ausdrücklich hervorhebt, daß sich Atrivistus infolge langer Übung die gallische Sprache angeeignet hatte. Gleiches weise ist es nur bei tieferem sprachlichen, nicht blos mundartlichem Unterschied verständlich, wenn Tacitus in seiner Germania erklärt, der Stamm der Cotini erweise sich durch seine gallische Sprache als nichtgermanisch.

Man könnte wie bei anderen indogermanischen Nachbarvölkern die Frage aufwerfen, warum sich zwischen keltischen und germanischen Stämmen eine solche Kluft aufgetan hat. Diese Frage hängt wieder aufs engste mit derjenigen zusammen, warum auf dem Gebiet der keltischen Stämme einerseits, der germanischen andererseits eine so einheitliche Sprache herrscht. Der Grund zu diesen Verhältnissen ist gewiß in vorgeschichtlichen Sitten gelegt worden, die von den frühgeschichtlichen stark verschieden waren. Außer rein geographischen Ursachen mag die Entwicklung auch politische und kulturelle gehabt haben. Abwanderung von Mittelgliedern oder Aufsaugung von solchen kann dabei mit im Spiele gewesen sein. Trotz dem schon bestehenden Abstand beider Sprachen hätte aber der Lehnworts austausch nicht auf und noch weniger der Kulturaustausch. Gerade die aneinander grenzenden gallischen und germanischen Stämme standen einander kulturell so nahe, daß sie für den Fremden, Außenstehenden, Sprachuntkundigen schwer zu scheiden waren, so wie es heute einem nur des Italienischen Mächtigen schwer fallen würde, einen albanischen Volksstamm von südslawischen Grenzstämmen auseinanderzuhalten. Und wer bei diesen letzteren näher zusieht, wird erkennen, daß da und dort auch mit nachträglicher Slawisierung zu rechnen ist.

Der wesentlichste Unterschied zwischen germanischer und gallischer Kultur ist der, daß die Gallier bereits größere befestigte, dauernd bewohnte Ortschaften, Städte also, kannten. Das hat auch, wie wir aus Caesars Berichterstattung wissen, ihre Kriegsführung stark beeinflußt und zu ihrer Niederlage und ihrem Untergang mit beigetragen, weil sie der Belagerungskunst der Römer nicht gewachsen waren. Die Germanen dagegen zogen sich vor einem überlegenen Feind in Wälder und Sumpfe zurück, bis der Gegner, durch Nahrungs mangel oder die Jahreszeit gezwungen, ihr Land wieder räumen mußte. Doch ist andererseits nicht zu verkennen, daß die gallischen Städte zu Pflegestätten des

Gewerbsleidens wurden. Es hieße aber die höhere materielle Kultur der Gallier sehr überschätzen, wenn man in ihr eine Dauererscheinung erblickte. Sie besteht noch keineswegs während der Bronzezeit, ja in dieser zeigt die germanische Kulturregion eine Entwicklung, hinter der die Nachbarschaft zurücksteht. Erst in der Eisenzeit wendet sich das Blatt. Nun tritt im europäischen Norden eine Verarmung infolge Klimaverschlechterung ein. Andererseits kamen die Kelten, die mehr und mehr nach dem Süden vorstiegen, mit den Ausläufern der Mittelmeerkultur in Beziehung und bereicherten aus dieser ihre eigene.

Nach Caesar sollen die Gallier einst den Germanen auch kriegerisch überlegen gewesen sein, diese aus eigenem Antrieb mit Krieg überzogen und Kolonien nach Osten über den Rhein geführt haben. Dann führt er die Niederlassung der Volcae Tectosages am hercynischen Walde an. In der Tat haben ja die Gallier die Sudetenländer, die nicht zu ihrem ursprünglichen Siedlungsgebiet gehörten, während der Latènezeit besetzt; doch ist Caesar im Jettum, wenn er glaubt, daß diese gallischen Auswanderer Land, das vorher germanisch war, besetzt haben. Und so ist also wohl auch die ehemalige kriegerische Überlegenheit nur aus einer falschen Voraussetzung erschlossen. Jedenfalls besteht sie nicht zu Recht. Sie hätte sich, wenn vorhanden, ja geschichtlich auswirken müssen. Wir können aber das Gegenteil beobachten: ständiges Zurückweichen der Gallier vor den Germanen, nicht erst in frühgeschichtlicher Zeit. Als die Römer nach Gallien kamen, sind gerade die den Germanen benachbarten und ihnen ähnlichen Stämme, wie Helvetier, Belgen, Treverer, die tapfersten unter den Galliern, und ausdrücklich wird das bei ihnen auf den Einfluß dieser Nachbarschaft zurückgeführt. Und im Gegensatz zu der angeblichen früheren Überlegenheit weiß Caesar von den Galliern seiner Zeit, daß sie, allmählich an Niedergang gewöhnt und in vielen Schlachten geschlagen, sich selbst den Germanen an Tapferkeit nicht gleich achteten.

Der unleugbare gallische Kultureinfluß auf die Germanen hat sich zweifellos sehr verstärkt, seit Kelten die Sudetenländer besetzt hatten und dadurch, an die Stelle illyrischer Stämme tretend, auch Südnachbarn der Germanen geworden waren. Außerdem förderte es jenen Einfluß, daß sich die Germanen bei ihrem Vordringen nach Westen vielfach als herrschende Schicht über eine unterworfenen keltische Bevölkerung lagerten, der Verteilung zwischen beiden Völkern sich also fortan sozusagen auf einer Fläche, nicht nur an einer Grenzlinie, abspielte. Das führte sicher gelegentlich bis zu starker Keltsierung von Grenzstämmen. Wenn von solcher bei Markomannen-Bauern nichts zu merken ist, im Gegensatz z. B. zu Vangionen, Vemetern und Tribolern, wird das eben damit zusammenhängen, daß sie sich in ein wesentlich schon geräumtes Land gesetzt hatten.

Was engere kulturelle Zusammenhänge betrifft, ist für Kelten und Germanen die Ausbildung eines berittenen Kriegeradels und im Zusammenhang darmit des Gefolgswesens kennzeichnend. Den Italern ist dieses noch fremd, so daß wir in ihm eine Erscheinung zu sehen haben, die jüngeren Ursprungs ist als deren Abzug über die Alpen. Was Caesar über die gallischen soldurii berichtet, die sich ihren Führern bis in den Tod hinein verpflichteten, hat genau germanische Seitenstücke. Und wie so oft ist auch hier die Sprache ein Spiegel der Kultur. Ein altfränkisches Wort für den mit und um den Führer geschlossenen Treuverband, *trustis*, mhd. *trüst*, mittelengl. *trust*, war in entsprechender Form offenbar auch gallisch. Denn dem fränkischen *anrustiones*, altfränkischen

gitrösteon, Bezeichnungen der Gefolgsleute, steht der in dieser Gestalt sicher keltische Name des ursprünglich allerdings germanischen Gauvolkes der Condrusi im pagus Condrustis oder Condrustinus gegenüber.

Die Gefolgschaft hatte große Bedeutung für das Kriegswesen. Und bei diesem sind auch noch andere Übereinstimmungen zwischen den beiden hier in Betracht gezogenen Nordvölkern zu verzeichnen. Vor allem eine gemischte aus Reitern und Unberittenen zusammengesetzte Truppe, die freilich bei den Kelten rascher aufgegeben wurde als auf germanischer Seite. Bekannt ist Caesars Bericht über die suebischen Reitervölker, von denen sich jeder einzelne aus der Jungmannschaft einen Begleiter ausgewählt hatte. Und so geschickt und geübt waren diese Knappen, daß sie, in die Mähnen der Rosse greifend, mit diesen gleichen Schritt halten konnten. Andererseits kennt Pausanias bei den in Griechenland einfallenden Galatern die sogenannte trimarkisia, bestehend aus einem Reiter und zwei sogenannten Parabaten. Im Ausdruck erkennt man den für die Dreizahl, verbunden mit dem gallischen Wort für Pferd.

Nirgends aber zeigt sich in gleichem Maße parallele Entwicklung wie auf dem Gebiet des Religionswesens. Freilich fehlt es gerade auf diesem Boden auch nicht an kennzeichnenden Unterschieden, und die Kelten scheinen da als indogermanisches Randvolk Einflüssen unterlegen zu sein, die sie in manchen Dingen eher herunterdrückten als hoben. Das gallische und, wie Jul. Polonny geschehen hat, nicht aus indogermanischer Wurzel entsprossene Druidentum weist an den Schamanismus erinnernde Züge auf. Und Opferbräuche, wie die von Caesar geschilderte Herstellung riesiger Bildwerke aus Reisig, die mit lebenden Menschen ausgefüllt und angezündet wurden, sind grausamer als alles über germanischen Götterkult Berichtete. Auch sonst begegnen uns bei Galliern barbarische Züge, z. B. in der Behandlung und Behandlung der Frauen, die nach Caesar, wenn der Verdacht auf sie gelenkt wurde, den Tod des Mannes herbeigeführt zu haben, gefoltert und unter ausgesuchten Martyrii hingerichtet wurden. Man kann überhaupt sagen, daß zwar, was Höhe der technischen Entwicklung in Handwerk, Bergbau, Schifffahrt anbelangt, die Germanen zurückstanden — im Grunde begreiflicherweise und aus geographischen Ursachen —, daß sie aber unzweifelhaft überlegen sind, wenn man nicht nach Zivilisation, sondern nach Gesittung fragt.

Auf religiösem Gebiet sind Gallier und Germanen nächstverwandt, vor allem im Götterglauben und Mythos. Eine wortgeschichtliche Übereinstimmung wie kelt. Tararos, germ. Thunaraz, woraus Donar, Thörr geflossen ist, hat ihre Wurzel schon vor der Zeit der Sprachtrennung. Das Wort ist wohl ursprünglich ein Beiname des Himmelsgottes, der diesen als Jupiter tonans kennzeichnete; mit ihm ist aber der Weg zur Ausbildung eines besonderen Donnergottes beschritten, wie er uns dann so deutlich bei den Germanen entgegentritt und wie auch der keltische Taranis oder Taranus einer sein muß. Besonders auffallend ist, daß bei Kelten und Germanen der indogermanische Himmelsgott im übrigen zurücktritt und ein alter Windgott und Führer des Stelenheeres, den die massiliotischen Griechen ihrem Hermes und nach deren Vorbild die Römer dem Mercurius verglichen, an die Spitze der Götter tritt. Aber diese ganze Entwicklung auf keltische Anregung zurückzuführen, wäre gewagt, da auch die Thraker an ihr Teil haben, bei denen nach Herodot die Könige im Gegensatz zum übrigen Volk am meisten den Hermes verehrten. Diese Nachricht ist um so bemerkenswerter, als sie den aristokratischen Charakter

dieser neuen Religion hervorhebt, der uns ja auch noch beim Odinglauben so deutlich vor Augen tritt.

Der alte indogermanische Himmelsgott lebt bei den Germanen als Kriegsgott, nordisch Tyr, afg. Tiw, ahd. Zio fort; vgl. auch den aus Inschriften bekannten Mars Thingsus. Ganz ebenso ist aus ihm bei den Galliern ein Kriegsgott geworden. Darum heißt der gallische Mars auf Inschriften noch Albiorix, d. i. Weltherrscher, oder Leucetius Loucetius, was ganz das gleiche ist wie der lateinische und östliche Beiname Lucetius des Juppiter. Nur die frühzeitig vom Festlande abgewanderten Iren haben diese Entwicklung nicht mehr ganz mitgemacht. Bei ihnen ist ein Gott Nuada, den britische Inschriften unter der alttümlichen Namensform Nündens, Nödens schon als Mars bezeichnen, noch der König der Götter. Von diesem Nuada wird die merkwürdige Geschichte erzählt, daß er im Kampf gegen das Geschlecht der Fir Bolg seine rechte Hand verloren habe und deshalb, als körperlich nicht vollwertig, so lange seines Königtums verlustig gegangen sei, bis ihm ein geschickter Schmied als Ersatz eine silberne Hand angefertigt habe, wonach er den Beinamen „Silberhand“ führt. Das stimmt auffallend zu dem nordischen Tyr einhendr åsa, dem der Fenriswolf die rechte Hand abgebissen hat. Aber von den Iren kann diese Geschichte nicht entlehnt sein, da sie sonst von dem nordischen Götterkönig, nicht von Tyr, erzählt würde. Der Austausch muß hier auf altkeltischem Boden erfolgt sein, wo der germanische und der keltische Gott einander deutlich entsprachen und zwar auf jeder Seite noch als Götterfürst.

Die irische Überlieferung weiß auch von Götterschlachten zu berichten, in denen die alten Götter fallen, um dann durch ein jüngeres Göttergeschlecht abgelöst zu werden, und mit Recht hat man dies mit der nordischen Ragnardö-Vorstellung in Verbindung gebracht. Aber auch hier wird es sich schon um ältere Zusammenhänge handeln, wie denn auch andere Elemente des nordischen Weltuntergangsmythus mit der Lehre der Druiden, die einem Untergang der Welt durch Feuer und Wasser entgegenstehen, zu verknüpfen sind.

Am auffälligsten, weil aus einer Fülle inschriftlicher Denkmäler aus der Römerzeit ersichtlich, ist die Übereinstimmung von Kelten und Germanen auf dem Gebiet des Mütter- und Matronenkultes. Nichts aber zwingt hier die letzteren als die Entlehnenden zu betrachten. Denn daß im freien Germanien Altarschriften fehlen, ist selbstverständlich. Doch entbehren wir keineswegs spätere literarische Zeugnisse für diesen Kult, der übrigens auf keltischer Seite außerhalb der Rheinlande recht spärlich belegt ist. Offenbar handelt es sich bei diesen Gestalten ursprünglich um Geburthelferinnen und die Bezeichnung als Mütter und Matronen schreibt sich daher, daß die Mütter der eigenen Sippe und erfahrene Frauen der Nachbarschaft den Gebärenden beistanden. Dem noch schicksalslos geborenen Kind wurde zugleich das Schicksal bestimmt, es wurde ihm „an der Wiege gesungen“, was aus ihm werden sollte. Daher sind die Parcae, buchstäblich „Gebäderinnen“, auch Schicksalsgöttinnen oder die Nornen zugleich naudhgönglur „Geburthelferinnen“. Die Hebamme heißt vielfach „weise Frau“. Die weisen Frauen im Dörnöschen aber beschenken das Kind mit Schicksalsgaben und wisiu wip weissagen im Übelungenlied Hagen den Untergang der Burgunden. Auch der Name Mütter läßt sich aus einheimischer Quelle nachweisen; hat doch nach Beda bei den heidnischen Angelsachsen die Neujahrsnacht mödraniht „Mütternacht“ geheißen, offenbar weil sie eine Losnacht war, in der das Schicksal des Jahres bestimmt und erkundet wurde und

in der man die Schicksalsgöttinnen bewirtete. Den Matronae entsprechen die deutschen idisi, nordischen ðisir, die durch ein besonderes Opfer, das disablót, verehrt wurden. Sie sind mit Ortlichkeiten in Verbindung getreten, wie die landdisa-steinar zeigen, von denen man auf Island glaubte, daß landdisir in ihnen wohnen. Daß Matres und Matronae nicht dasselbe sind, wird bisher zu wenig beachtet. Erstere stehen begreiflicherweise mit ihren Verehren in weit engerer Beziehung und in Verbindungen, wie Matres Italae, Germanae, Suebæ, suæ, paternæ, maternæ, domesticae, könnte nicht statt Matres nach Belieben Matronae eingesetzt werden. Dagegen zeigen sich funktionelle und schmückende Beinamen, sowie örtliches Verhältnis andeutende so gut wie ausschließlich bei den Matronen.

Eine der wichtigsten Fragen der deutschen Vor- und Frühgeschichte ist natürlich die der jeweiligen Abgrenzung der keltischen und germanischen Stämme. Je mehr wir dabei über die ältesten geschriebenen Geschichtsquellen zurückgreifen, um so mehr wird hier auch die Linguistik und Bodenforschung zu Wort kommen müssen. Vor allem die letztere, die auch noch auf ein in Zukunft vervollständigtes Material wird rechnen dürfen. So interessanten Ergebnissen, wie dem aus Funden erbrachten Nachweis keltischer Siedlungen in Schlesien, kann die Namensforschung kaum Gleichwertiges an die Seite setzen. Denn daß etwa das Gebiet um die Embacher, Ambiscara, oder die Wetter, Vedra, in der Wetterau dieser Namen wegen einst von Kelten besetzt gewesen sein muß, könnten wir auch auf anderem Wege ermitteln. Wertvoller ist der Schluß, den uns der Name des thüringischen Eisenach, Isinache, aus Isinaka, ermöglicht. Wegen dieses sicher keltischen Namens und seiner Lautform kann jene Gegend erst nach der Lautverschiebung germanisch geworden sein, indes sich näher der Nordküste die Germanen offenbar viel früher nach Westen hin ausbreiteten; zeigt doch der Name Waal des linken Mündungsbaches des Rheines, schon aus dem Altertum als Vahalis, Vachalis überliefert, gegenüber kelt. Vacalus bei Caesar deutlich die durchgeführte Verschiebung. Die Flüßnamen auf -apa, -afka sind noch umstritten und im einzelnen auch darum schon nicht beweiskräftig, weil dieses Wort oder diese Endung sichtlich auch an echtgermanische Wortstämme — vgl. Askafka, Waldaska, Heisapa, Slierapha, Vennapa — angetreten ist. Die Namen der großen Flüsse Ems, Amisia, und Weser, Visurgis, sind kaum einem der beiden Nachbaröster mit Bestimmtheit zuzuteilen und gewiß verkehrt ist es, einer französischen Aube, Alba, zulieb die Elbe, Albis, für das Keltische in Anspruch zu nehmen. Denn in diesem Namen ist uns sogar ein altgermanisches Appellativ für Fluß erhalten, buchstäblich übereinstimmend mit norweg. elv, anord. elz (aus albiz) „Fluß“. Im Gegensatz zu Flüßnamen, wie Gautelfr, Raumelfr, d. i. der Fluß der Gautar, der Raumar, heißt die deutsche Elbe in nordischen Quellen Saxelfr. Nach diesen Seitenstücken ist es sogar möglich, daß hinter dem bei Ptolemaios überlieferten Σούρδος ποταμός für die Oder ein altgermanisches Swēbalbz (z) steht.

Was die frühgeschichtliche Zeit betrifft, ist so gut wie alles gellärt, wenigstens gegen Süden hin. Ganz Süddeutschland war noch keltisch, kurz bevor die Römer am Rhein und Donau erschienen.

Zu Caesars Zeit stehen zwar in der Schwarzwaldgegend bereits suebische Markomannen, doch wußte noch Tacitus, daß dort einmal Helvetier sesshaft waren, und Ptolemaios trägt in seine Karte nördlich der Alb „das helvetische Odland“ (*Ἑλβητικὸν Εὔρων*) ein.

In Böhmen leisteten die Boier noch den anstürmenden Kimbern erfolglosen Widerstand, verließen aber doch um 60 v. Chr. unter dem Druck suebischer Stämme ihre Heimat, deren Name Boiohaemum, germ. Bai(a)haima, Böhheim, durch alle folgenden Zeiten bis auf die Gegenwart an sie erinnert. Im Nordosten dieses Landes scheinen sich allerdings früher schon germanische Vorposten festgesetzt zu haben und dann mit den Markomannen zusammengeflossen zu sein, die um 2 v. Chr. Marobodus ins Land führte.

Diese Markomannen erwarben in ihrem böhmischen Sitz den Namen Baiern, germ. Baiwarjōs, gekürzt aus Baihaimwarjōs. Daneben hießen sie auch Bai(a)haimōs mit einem Namen, der sich später, nach dem Eindringen der Slawen, als ahd. Bēheimia auf diese neuen Bewohner Böhmens übertrug und noch jetzt in der Bezeichnung des Volkes der Böhmen und dem aus dem erstarnten Dativ der Mehrzahl dieses Volksnamens gebildeten Landesnamen Böhmen fortlebt. Aber noch für die germanischen Markomannen ist er bei Ptolemaios als *Bauoxaluu* überliefert. Er hat sein Gegenstück im *Tevgoxaluu*, das Ptolemaios nördlich vom Erzgebirge ansetzt. Wie jener Name den der keltischen Boii (germ. Baiōs) enthält, können wir aus diesem auf einen einst im Königreich Sachsen und Thüringen ansässigen Volkstamm der Teurii schließen. Der Name erinnert an den der Teurisci, Taurisci in den Ostalpen und den der *Tevgoxoi* in den Westkarpaten. Nach Walter Steinhäuser sind sie wahrscheinlich alle selbständig benannt als „Bergbewohner“ mit Ableitungen aus einem alten Wort für Berg, das slawisch oder romanisch vermittelt auch im Namen der Tauern fortlebt.

Auch jene von Ptolemaios im Gebiet der heutige Slowakei angesetzten Teurisken sind wohl Kelten, ebenso — nach ihren Namen zu schließen — die auf seiner Karte am Nordufer der Donau eingzeichneten *Kāurai* (in *Hāquai* und *Adgāsai* zerfallend), sowie *Paxārai* und *Paxārgai*. Von den Cotini, wahrscheinlich an der Gran sesshaft, bezeugt uns ausdrücklich Tacitus, daß sie keltisch sprachen.

Von größtem Interesse, als diese jedenfalls bald absterbenden Volksteste sind, wäre es für uns, etwas über die Volcae Tectosages zu erfahren, die noch Caesar am hercynischen Walde in Germanien ansässig kennt. Sie sind kaum anderswo als in Nähren zu suchen, aber schon Tacitus wußte nichts mehr über ihren Verbleib. Germanische Quaden erscheinen als ihre Nachfolger.

Unsere klassischen Autoren, vor allem Caesar und Tacitus, scheiden scharf zwischen Kelten und Germanen, ja selbst jene Griechen, die sich an den Namen Germanen nicht gewöhnen können, bezeugen doch durch Verteilung der Namen Kelten und Galater auf Germanen und Gallier oder umgekehrt die Verschiedenheit der beiden Nordvölker. Die jüngst von Sigmund Feist an vier oder fünf Stellen, darunter in einem in Paris gehaltenen Vortrag, vertretene Lehre, daß der größte Teil der von Caesar und Tacitus als Germanen bezeichneten Stämme, einschließlich der Cherusker des Arminius, Kelten oder eine keltische Abart gewesen seien, kann durch die Bestimmtheit, mit der sie vorgetragen wird, Laien vielleicht irreführen, vor wissenschaftlicher Prüfung aber — s. meine Abhandlung Kelten und Germanen *3dAlt.* 65, 1 ff. — erweist sie sich restlos als verfehlt, ja als Schwindel. Die angebliche vorgeschichtliche Herrschaft der Kelten über die Germanen, die denselben Sigmund Feist zu ihren Anwälten zählt, habe ich in *Vest und Rasse* 1, 100 ff. ins rechte Licht gerückt.

Wenn etwas in Beziehung auf die Abgrenzung der beiden Nordstämme noch Gegenstand des Streites sein kann, ist es lediglich die Frage, ob wir es bei einigen Völkerstümern in den westlichen Randgebieten der germanischen Welt mit echten Kelten oder keltisierten Germanen zu tun haben.

Der Entnationalisierung müssten natürlich am ehesten von den geschlossenen Stammesrügen ganz losgelöste Außenposten erliegen. Und auch mit solchen ist zu rechnen. So lernen wir durch Caesar die Atuatuci kennen, die aus einem Kimbernest erwachsen waren. In Irland habe ich in den dort von Ptolemaios angesetzten *Kaukoi* eine keltische Kolonie vermutet, und Jul. Polonny hat dann für solche irische Germanen den Beweis auch aus der irischen Überlieferung erbracht. Was den Nachweis germanischer Herkunft der Gaesaten und Alpen-germanen betrifft, sei auf meine Schrift „Der Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte“ verwiesen. Mit Recht neigt sich jetzt Gustav Neckel der Ansicht zu, daß auch die Oretani Germani in Spanien von Haus aus wirkliche Germanen seien. Als Möglichkeit kommt ja hier auch zufälliger Gleichklang eines fremden Volksnamens in Betracht, doch ist dies nicht die nächstliegende Erklärung. So legt sogar der Name der Turones in Frankreich, verglichen mit dem der germanischen *Touqwroï* des Ptolemaios, der Thuringi und Hermunduri, die Vermutung nahe, daß wir es hier mit einem keltisierten germanischen Vorposten zu tun haben. In gewissen Schwarmzeiten der Völker ist ja manches in Unordnung gekommen und nicht immer in geschlossener Front vormalschiert worden, wie wir das auch in der sogenannten Völkerwanderungszeit beobachten können. Ich möchte auch den Namen Veneti, eines Stammes an der Südwestküste der Bretagne in der Umgebung von Vannes, als Hinweis darauf bewerten, daß hier ein von Haus aus nicht keltischer, in diesem Fall illyrischer, Einschlag vorliegt.

Am wichtigsten ist die Frage ihrer Stammeszugehörigkeit bei den Germani cischenani, einer Gruppe mehrerer, zum Teil keltisch benannter Gaevölker am linken Ufer des Niederheins, an der Maas und den Ardennen, die mit einem sie zusammenfassenden Namen Germani hießen. Tacitus bezeugt sie aber ausdrücklich als jenen germanischen Vortrab, von dem der Name Germanen ausging, indem ihr Name auf alle ihre Stammes- und Sprachgenossen übertragen wurde. Es ist das ein Vorgang, der so viele Seitenstücke hat — es sei hier nur an franz. Allemands erinnert, dem der Name der Alemannen zu grunde liegt, — ja geradezu die Regel ist für die Entstehung der Gruppennamen, daß man ihn in unserem Falle auch dann voraussetzen müßte, wenn er nicht ausdrücklich überliefert wäre. Und schon daraus allein ergibt sich, daß diese Völkerstümmer der Germani germanischer Herkunft war und das gleiche gilt von ihrem Namen selbst. Nur die Übertragung auf die ganze Gruppe der Stammesgenossen ist in keltischem Mund erfolgt. Wahrscheinlich geschah das schon etliche Jahrhunderte v. Chr., zu einer Zeit, als die Kelten nur quer durch Westdeutschland an die Germanen grenzten und die Besitzungsstellen beider Völker sich noch nicht durch die keltische Besetzung der Sudetenländer weit nach Osten hin erweitert hatten. Auf engerem Raum konnte viel leichter ein Einzelstamm vor den anderen hervortreten.

Die Germanen selbst besaßen wohl gar keinen Namen zur Bezeichnung ihrer Gesamtheit, so wenig, wie heute ein solcher von volkstümlicher Herkunft und Geltung vorhanden ist, oder auch die Nordgermanen für ihre Gemeinschaft einen solchen besaßen oder besitzen. Gleicher gilt von den Kelten. Denn niemals

wird im Altertum dieser Name oder Gallier, Galater in solchem umfassendem Sinne, auch britische und irische Stämme einschließend, verwendet.

Und hier zeigt sich uns ein genaues Gegenstück zum Germanennamen. Aus dem keltischen Völkerstaatsnamen der Volcae, der, vor der Lautverschiebung ins Germanische aufgenommen, Walhȫs ergab, ist in germanischem Mund die Bezeichnung der gesamten Kelten geworden. Diese Volcae sind offenbar einmal ein besonderer mächtiger Keltenstamm an einer vorgeschichtlichen Germanengrenze gewesen, vermutlich im westlichen Deutschland. Vor den Germanen ihr Land räumend, haben sie sich, nach verschiedenen Seiten auswandernd, in mehrere Teile aufgelöst, die Volcae Tectosages und Volcae Arecomici in der Provence, die Volcae Tectosages Caesars in den östlichen Sudetenländern, von denen oben die Rede war, und die (Volcae) Tectosages in Kleinasien. Wenn ein König der Eburonen, eines Gauvolkes der Germani cisrhennani Caesars, Catu-volcus heißt, d. i. der kriegerische Volke, so ist dies wohl noch eine Erinnerung an die Völken in ihren alten westdeutschen Sitzen im Gesichtskreis gerade jenes Germanenstammes, von dem der Germanennname seinen Ausgang nahm.

Den Namen Walhȫs verwendeten die Germanen aber auch für die britischen Kelten. Beda hat uns die interessante Mitteilung hinterlassen, daß die Britannier die in ihr Land eindringenden Angeln und Sachsen Germani nannten, und uns damit vielleicht die lautgerechte (in lateinisch Germani vollstetymologisch umgestaltete) Form dieses Volksnamens überliefert. Bei ihnen war also die bei den Galliern aufgekommene Bezeichnung ihrer germanischen Nachbarn noch unvergessen. Umgekehrt waren diese Britannier für die Angelsachsen Wealas, woraus auch der Name des Landes Wales entstanden ist —; ihre keltische Sprache heißt heute noch im Englischen welsh und einer, dessen Muttersprache sie ist, ein Welshman. Diese Namen sind zugleich ein unmittelbares Zeugnis für die Stamm- und Sprachverwandtschaft der Gallier und Britannier.

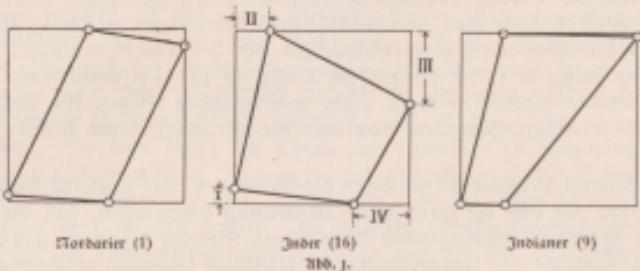
Auch das Deutsche besitzt übrigens das Adjektiv welsch und das daraus neu gebildete Substantivum Welscher statt des älteren Walch, Wal, das in Walnuß „welsche Nuß“ und in zahlreichen süddeutschen geographischen Namen, wie Walchensee, Walensee, Straßwalchen, Traunwalchen, Seewalchen, Wals, erhalten ist. Aber seine Bedeutung hat sich verschoben. Die Kelten an der ganzen Rhein- und Donaugrenze sind restlos unter römische Herrschaft geraten und romanisiert worden; der Name, mit dem ihre germanischen Nachbarn sie bezeichneten, blieb aber weiterhin in Gebrauch, als sie bereits Vulgärlateinisch zu sprechen gelernt hatten, und darum ist für uns jetzt ein Welscher ein Romane. So spiegelt sich in der Geschichte dieses Namens das tragische Schicksal eines Volkes wieder, das auf festländischem Boden — von den erst im frühen Mittelalter aus Britannien zugewanderten Bretonen abgesessen — schon lange vollständig von der Bildfläche verschwunden, aber einst das weitaus zahlreichste unter allen europäischen Völkern gewesen ist.

Graphische Darstellung der Blutgruppen verschiedener Völker und Rassen.

Mit 5 Abbildungen.

Von Senatsrat Ing. Siegmund Wellisch, Wien.

Wie schon der Anthropologe Professor Dr. Rudolf Martin¹⁾ bemerkt, ist es von großer Wichtigkeit, die aus einer anthropologischen Untersuchung gewonnenen Ergebnisse graphisch darzustellen, weil eine solche Darstellung in

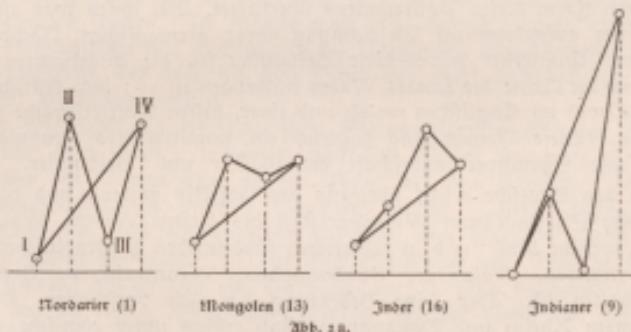


Norbarier (1)

Jäder (16)

Abb. 1.

Indianer (9)



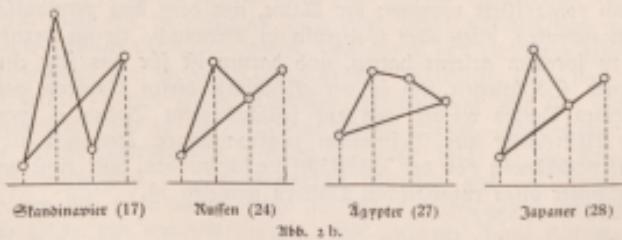
Nordbarier (1)

Mongolen (13)

Jäder (16)

Indianer (9)

Abb. 2 a.



Scandinavier (17)

Rassen (24)

Egyptier (27)

Japaner (28)

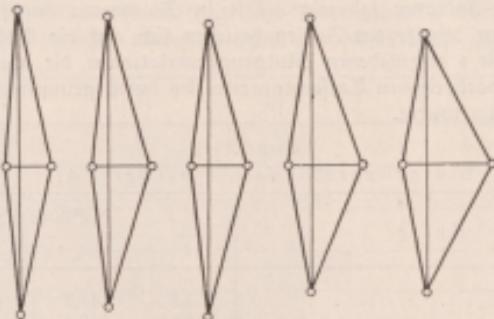
Abb. 2 b.

der Regel das Resultat mit einem einzigen Blick überschauen lässt. Auch für die Blutgruppenforscher empfiehlt es sich, von den Blutgruppenrelationen I (AB), II (A), III (B), IV (O) verschiedener Populationen geometrische Bilder zu entstehen.

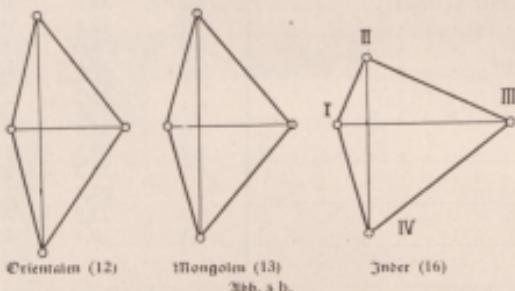
¹⁾ R. Martin: Lehrbuch der Anthropologie. Jena 1914.

Werken, um sie in eine übersichtliche Form zu bringen und einen klaren Einblick in die Zusammensetzung des zu vergleichenden Materials zu bekommen.

Da es sich bei jeder Blutgruppentrelation nach der gegenwärtig herrschenden Konvention um die Kombination von vier Gruppen handelt, könnte man an die



Nordamer. (1) Alpine (2) Mediterranean (3) Dinaric (4) Vorderasiat. (8)
Abb. 5 a.



Oriental. (12) Mongol. (13) Jäder (16)
Abb. 3 b.



Nordamer. (1) Jäder (16) Indianer (?)
Abb. 4.

Verwendung eines Vierecks denken, ähnlich wie A. Thomson²⁾ die Kombination von vier Schädelindizes in ein Quadrat gebracht hat. Stellen die vier Seiten eines Quadrates je 100 Prozent einer Blutgruppe dar, so braucht man nur auf jeder Seite von einer bestimmten Ecke aus die Hundertsäfte der Blutgruppen in zyklischer Folge abzupunktiieren und die so erhaltenen Punkte durch gerade Linien der Reihenfolge nach zu verbinden. Dann zeigt die so

²⁾ A. Thomson: The Use of Diagrams for Craniometrical Purposes. (Man, 1902, Vol. 2, Nr. 95).

innerhalb des Quadrates entstandene vierseitige Sigur in übersichtlicher Form die für jede Blutgruppenformel typische Relation der vier Blutgruppen, wie dies die Abb. 1 der heute noch am reinsten die drei Ursprungsrassen, die A-Rasse die B-Rasse und die O-Rasse vertretenden Menschenrassen der Nordarier (1), Inder (16) und Indianer (9) zeigt. Die in Klammern angeführten und den Einzelabbildungen beigesetzten Zahlen beziehen sich auf die Ordnungszahlen der in der Tabelle 1 angegebenen Blutgruppenrelationen, die, ebenso wie Tab. 2, auf Grund des vorhandenen Tatsachenmaterials durch gruppenweise Zusammenfassung aufgestellt wurde.

Tabelle 1
Blutgruppenformeln typischer Rassen.

Nr.	Rasse	Blutgruppen			
		I	II	III	IV
1	Nordarier	3,8	44,7	9,1	42,4
2	Alpine	4,6	42,6	12,4	40,4
3	Mediterrane	4,8	40,5	11,2	43,5
4	Dinarier	6,3	42,3	14,9	36,5
5	Nordamerikaner (Weiß)	5,2	39,2	10,9	44,7
6	Wälten	6,3	42,3	16,4	35,0
7	Uraustralier	2,0	35,0	8,4	54,6
8	Voederaasaten	6,5	38,0	18,9	36,6
9	Indianer	0,2	23,4	1,5	74,9
10	Ostarier	8,3	37,2	22,4	32,1
11	Hamiten	5,0	32,4	19,0	43,6
12	Orientalen	8,0	32,5	24,0	35,5
13	Mongolen	8,7	32,3	27,0	32,0
14	Negriden	4,8	24,2	22,7	48,3
15	Malaien	5,3	23,7	28,1	42,9
16	Inder	8,3	19,1	41,3	31,3

Tabelle 2
Blutgruppenformeln einiger Völker.

Nr.	Völkergruppe	Blutgruppen			
		I	II	III	IV
17	Skandinavier	5,4	48,5	9,7	36,4
18	Norddeutsche	3,8	45,0	11,2	40,0
19	Süddeutsche	4,9	43,1	12,9	39,1
20	Öddeutsche	6,1	42,0	15,6	36,3
21	Engländer	3,0	43,4	7,2	46,4
22	Franzosen	3,0	42,6	11,2	43,2
23	Italiener	5,2	39,7	9,9	45,2
24	Russen	7,9	34,7	24,5	32,9
25	Türken	6,5	38,0	18,9	36,6
26	Polen	8,9	37,7	20,7	32,7
27	Ägypter	14,0	32,0	30,0	24,0
28	Japaner	8,3	38,6	22,6	30,5
29	Chinesen	8,6	28,4	25,5	37,5
30	Koreaner	9,9	32,8	30,7	26,6
31	Arabis	9,8	28,6	33,6	28,0
32	Mandschus	9,0	26,2	35,9	28,9

Ein zweites Verfahren, um die Kombinationen der vier Gruppen in eine dem Gedächtnis sich leicht einprägende Figur zu bringen, besteht darin, daß man halbwegs ähnlich dem Vorgange von P. Hambroch³⁾ die Prozentsätze der vier Blutgruppen auf vier in gleichen Abständen zueinander parallel gezeichneten Strecken als Ordinaten aufträgt und die Endpunkte durch gerade Linien zu einer geschlossenen Figur verbindet. Die auf diese Weise entstandenen Viere-

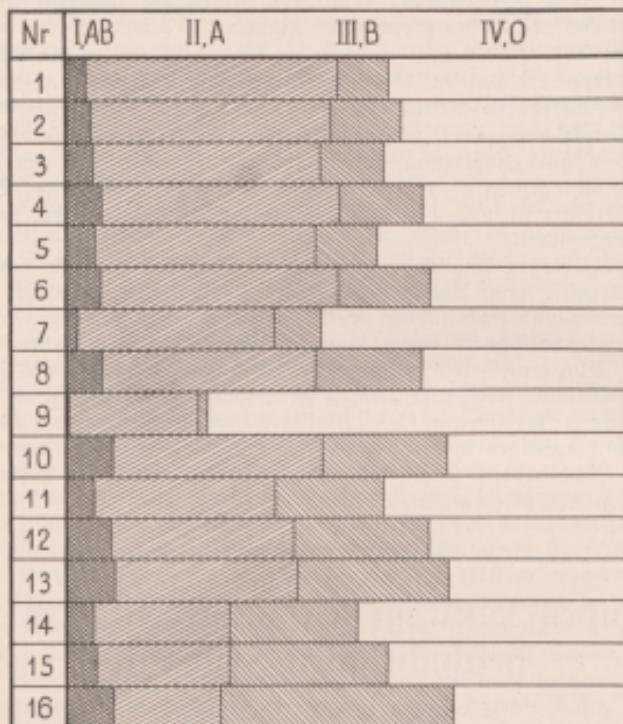


Abb. 8.

te zeigen die Verschiedenheiten in dem Bau der Blutgruppenformeln deutlicher als die erste Methode, weil es hier Vierecke auch mit überkreuzenden Seiten und einspringenden Winkeln gibt, wie es in der Abb. 2 ersichtlich ist. Dieses Verfahren bringt die geometrische Abnlichkeit oder Verschiedenheit und daher auch die Blutgruppenverwandtschaft stärker zum Ausdruck. Man vergleiche z. B. die Bilder der Russen (24) und Japaner (28).

Ein drittes Verfahren, das sich durch besondere Einfachheit auszeichnet und zu übersichtlichen Rassenvergleichen gut geeignet erscheint, besteht nach einem etwas abgeänderten Grundgedanken von W. M. Flinders Petrie⁴⁾ und

³⁾ P. Hambroch: Die Anthropologie von Kaniet. (s. Beib. Jahrb. Hamb. wissenschaftl. Inst. 1905, Bd. 25, S. 40).

⁴⁾ W. M. Flinders Petrie: The Use of Diagrams. (Man, 1902, Vol. 2, Nr. 61 u. 117).

Th. Mollison⁵⁾ darin, daß — wie dort auf drei von einem Punkte ausgehenden Getaden — hier auf den vier Ästen eines rechtwinkeligen Achsenkreuzes vom Ursprung des Koordinatensystems aus die Hundertfänge der vier Blutgruppen in gleicher Reihenfolge aufgetragen werden. In der Abb. 3 zeigt sich recht augenfällig der Einfluß der Ab- und Zunahme der Bluteigenschaften A und B auf die allmähliche Verkürzung und gleichzeitige Verbreiterung der Trapezoide. Wie hervorstechend heben sich z. B. die schlanken Bilder der europäischen Rassen von den gedrungenen Figuren der Asiaten ab!

In der Abb. 4 erscheinen nach einem üblichen Vorbilde die Prozentsätze der Blutgruppen der auch in Abb. 1 versinnbildlichten Rassen um den Mittelpunkt je eines die 100 % darstellenden Vollkreises als Sektoren angeordnet.

Zur Vergleichung einer größeren Anzahl von Blutgruppenformeln eignen sich besonders gut Diagramme oder graphische Tabellen, wie eine solche in Abb. 5 zusammengestellt ist.⁶⁾ Über die korrelativen Beziehungen der Bluteigenschaften informiert ein nach den Anweisungen der Korrelationslehre gezeichnetes „Beobachtungsbild“⁷⁾

Aus dem bloßen Anblick der graphischen Darstellungen läßt sich die Zusammengehörigkeit von Volksgruppen ihrer serologischen Struktur nach oft leichter erkennen und auch rascher beurteilen als aus tabellarischen Zusammenstellungen. Solche Figuren zeigen in augenfälliger Weise, in welchen Verhältnissen die Bluteigenschaften zueinander stehen und welche von ihnen die überwiegenden sind. Überhaupt vermag die graphische Darstellung, als ein heute bei Verbreitung sozialhygienischer Massenerscheinungen beliebtes Mittel, die manchen Wissbegierigen innerwohnend Scheu vor Zahlen zu mildern und das von vielen Studierenden, ja selbst von Fachgelehrten gefürchtete Schreckgespenst der starren Ziffern überwinden zu helfen.

Fremdes Blut im germanischen Adel der geschichtlichen Frühzeit.

Einige fundbeobachtungen.

Von Dr. Walther Schulz, Halle a. d. Saale.

(Landesanstalt für Vorgeschichte.)

Der altgermanische Adel ist aus dem Volk durch körperliche und geistige Eigenschaften herausgehoben, die die Ideale des Volkes verkörpern. Hoher Wuchs, schönes blondes Haar, blickende Augen sind Zeichen des Adels; doch nicht immer entsprach die Wirklichkeit dem Idealbild. In dieser Zeitschrift wurde bereits in einer Zusammenstellung über das Äußere der Helden in nordischen Ländern nach Snorris Königsbuche gezeigt, daß mitunter auch unter Königen und Edlen das

⁵⁾ Th. Mollison: Die Körperformen der Primaten. (Morph. Jahrb. 1910, Bd. 42, S. 79).

⁶⁾ S. Wellisch: Ethno-anthropologische Betrachtungen über Blutgruppen. (Mitt. d. anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. 47, 1927 S. 159).

⁷⁾ — — Über die Korrelation der Blutgruppen. (Zeitschr. f. indukt. Abst. u. Vererb., 1928, Bd. 40, S. 511).

mals ganz andere äußere Erscheinungen vertreten waren, auch solche, die nur als Einmischungen un nordischen Blutes zu erklären sind¹⁾.

Hier seien nun einige Funde aus der geschichtlichen Frühzeit angeführt, die das Eindringen fremden Blutes in den germanischen Adel erkennen lassen.

Bei Quedlinburg wurde auf der Vorhornschanze ein Friedhof aus der Karolingerzeit, dem 8./9. Jahrhundert, von mir untersucht, der offenbar zu der jetzt wüsten Siedlung Groß-Orden gehört²⁾. Dort lagen die Toten bestattet mit wenig Schmuck, einmal mit Schwert und Sporen, nach Bestattungssitte, wie sie im Übergang vom Heidentum zum Christentum üblich war. Erwas abseits wurden zwei besonders geräumige Grabkammern aufgedeckt, die eine mit zwei Pferden und zwei kräftigen Jagdbunden, die andere, offenbar bereits in alter Zeit beraubt, mit den Resten reicher Grabausstattung und dem Skelett einer jungen Frau. Hier war also das Adelsgeschlecht beigesetzt. Geschichtlich ist festgestellt, daß zu villa Ortan, eben dem Dorfe Groß-Orden, im 8. Jahrhundert als Adelsgeschlecht die Vorfahren der Billunger saßen, die dann von ihren eigenen Volksgenossen vertrieben wurden, weil sie im Jahre 780 zu Karl dem Großen gegen die Sachsen gestanden hatten. Wir haben also offenbar Gräber von Mitgliedern dieses Adelsgeschlechtes vor uns. Doch nun ist auffallend, daß die Gräber der Toten durchweg gute nordische Schädel enthielten; in der Form abweichend aber war allein der Kurzschädel (Index 82,5) der jungen adeligen Frau. Also fremdes Blut gerade im Adelsgeschlecht läßt sich hier nachweisen.

Die nächsten Funde führen uns noch einige Jahrhunderte zurück in die unruhigen Zeiten der Völkerwanderungen, in denen die Germanen auch mit Reiterstämmen asiatischer Herkunft, wie den Hunnen, in Berührung kamen.

In einem Begräbnisplatz der Thüringer vom Ende des 5. und Beginn des 6. Jahrhunderts bei Obermöllern, Kreis Naumburg³⁾, fielen unter den nordischen Schädeln zwei Schädel aus Frauengräbern auf, die dadurch verändert waren, daß diese Frauen von Jugend auf eine den Schädel umformende Kopfbinde getragen hatten⁴⁾. Diese Sitte ist auch heute noch bei manchen Völkern anzutreffen; gerade für nomadisierende Völker mag sie aus dem praktischen Bedürfnis hervorgegangen sein, Säuglingen bei Wanderungen auch den Kopf festzubinden. Doch nicht nur ein fremder Einfluß kann bei unseren Gräbern angenommen werden, zu erklären aus der Berührung der Germanen mit den Fremdvölkern, sondern die Schädel zeigen außer der künstlichen Verunkrautung Merkmale fremder Rasse, wie auf der Abbildung 1 oben an der Breite der Nasenwurzel schon gegenüber dem Germanenschädel 1 unten zu erkennen ist. Also fremdstämmige Frauen waren hier mitgegraben, aber nicht etwa in niedriger dienender Stellung, sondern beide Frauen waren gut im Tode ausgestattet, die zweite trug sogar einen besonders kostbaren Goldbrakteaten als Hängeschmuck (Abb. 2); sie war also eine wohlhabende, vornehme Dame, die in ein Edelgeschlecht der Thüringer hineingeheiratet hatte. Sollte es gar eine Hunnin sein, da doch die Thüringer nach der Überlieferung in der Schlacht auf den katalaunischen Helden 451 den Hunnen verbündet waren? Andere Seite nahm ja der Hunnenkönig Attila eine Germanin Hildico zur Frau, wie in der Sage Etzel die Kriemhild.

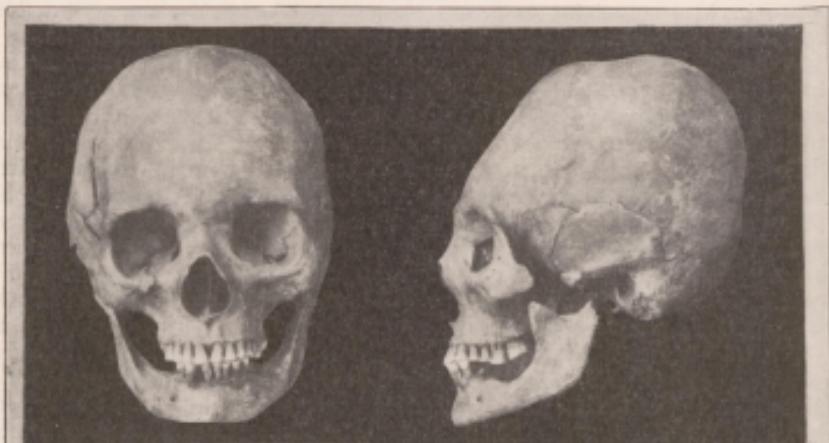
¹⁾ Volk und Rasse 1926 Nr. 2.

²⁾ W. Schulz: Die Begräbnisstätte der Karolingerzeit an der Vorhornschanze, Stadt Quedlinburg. Mammus, Ergänzungsband 4, 1928. S. 157 ff.

³⁾ St. Holter: Das Gräberfeld bei Obermöllern. Jahreschrift für Vorgeschichte der sächs.-thür. Länder Bd. 12, Heft 1, 1928.

⁴⁾ Beschreibung der Schädel siehe Holter a. a. O. S. 20 ff.

Neuerdings ist auch in Lützen ein gleichartiger fremder Schädel einer Frau mit reicher Ausstattung aus der Mitte des 5. Jahrhunderts gefunden worden.



Nf. V NL-s.
(DEFORMIERT.)

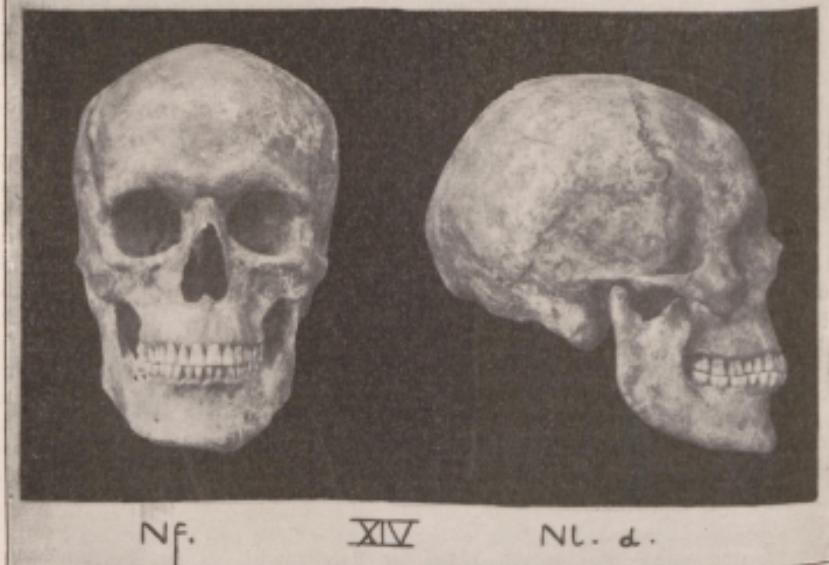


Abb. 1. Aus dem Gräberfeld von Obermöllern, Kr. Neumarkt. Oben: künstlich verarbeiteter Frauenschädel.
Unten: Schädel einer Frau.
Aus Jahresheft für die Vorgesch. der sächs.-bür. Länder. 12. Bd.

Das Grab führt uns also unmittelbar in die Zeit der gewaltigen Völker-
schlacht.



Abb. 2. Beigaben aus einem Grab von Obermöller, St. Naumburg, mit lästiglich verunstaltetem Steuenschädel.
Aus *Jahreschrift für die Vor- und Frühgeschichte der sächsischen Länder*, 12. Bd.

Ich habe hier nur auf einige mitteldeutsche verunstaltete Schädel hingewiesen, sie wurden aber vereinzelt auch bei den verschiedenen germanischen Völkern der Wanderzeit, wie Alemannen, Langobarden, Burgunden und Sachsen

Englands gefunden, immer waren es weibliche Schädel. In Ungarn dagegen lagen in Gräbern eines ungermanischen Volkes auch verunstaltete Männer schädel. Für all diese Schädel haben die meisten Bearbeiter asiatische Völker in Anspruch genommen, wie Avaren oder Hunnen, im Gegensatz dazu ist indes vor allem der Anthropologe Schlienz in einer zusammenfassenden Darstellung für germanische Herkunft eingetreten^{5).}

Rebren wir nun zu unserer Zusammenstellung mitteldeutscher Sunde zurück, so waren es demnach gerade einheiratende vornehme Frauen, die das Rassebild germanischer Adelsgeschlechter änderten. — Gleich zu Beginn der geschichtlichen Überlieferung tritt uns die Erscheinung entgegen, daß eine volksfremde Frau Eingang in den germanischen Adel fand, wenn Caesar in seiner Beschreibung des Gallischen Krieges I, 53 vom Swebenfürsten Ariovist erzählt: „Zwei Frauen hatte Ariovist: eine vom Stämme der Sweben, die er aus der Heimat mitgebracht hatte, die andere aus Noricum, des Königs Voctio Schwester, die er in Gallien, wohin ihr Bruder sie schickte, geheiratet hatte.“ Und der Grund für derartige Ehen können wir aus Tacitus Germania 15 entnehmen: Die Germanen begnügten sich im allgemeinen mit einer Frau, ausgenommen sehr wenige, die ihres Adels wegen vielfach zur Ehe begehrten. Es handelt sich also modern ausgedrückt um politische Heirat, wie ja überhaupt ein Vergleich mit Erscheinungen heutiger Zeit sehr nahe liegt. Der führende und auf Einfluß bedachte Adel war mitunter weniger dem eigenen Volkstum zugewandt als der Gemeinfreie; Familienpolitik stand daher gerade dort dann über Volksbewußtsein^{6).}

Vor- und frühgeschichtliche Burgwälle in Nord- und Mitteldeutschland.

Von Dr. Christoph Albrecht, Mainz.

(Römisches-Germanisches Central-Museum.)

Mit 6 Abbildungen und 1 Karte.

Die Vorgeschichte kennt verschiedene Arten von Wallanlagen, die im Volksmunde die mannigfältigsten Bezeichnungen erhalten haben; bald sind sie nach den mutmaßlichen Erbauern Heiden, Hussiten, Römers, Schweden oder Franzosen schanzen genannt, obwohl wir meistens bei ihnen nicht in der Lage sind, eine genaue stammliche Bestimmung zu treffen; bald heißen sie auch nach der Form der Anlage Rings-, Rund-, Burg- oder Schloßwall, oder sie verdanken ihren Namen dem mutmaßlichen Zweck, der ihnen meist seit sehr junger Zeit, zugeschrieben wird; so spricht man von Opferwällen, Opferherden und auch Schanzenbergen.

In wissenschaftlichen Abhandlungen hat man die vorgeschichtlichen befestigten Plätze verschiedentlich unter einem Namen zusammenzufassen versucht. So unter

⁵⁾ Schlienz: Künstlich deformierte Schädel in germanischen Reibengräbern. Archiv für Anthropologie n. F. 3, 1905, S. 191 ff.

⁶⁾ Dass die Germanen der Frühzeit im übrigen Volksbewußtsein besaßen, habe ich in „Staat und Gesellschaft in germanischer Vorzeit“, Vorzeitbücher Band 4, 1920, S. 2 ausgeführt.

der Bezeichnung Ring- oder Rundwall, ohne daß sich jedoch die Form der Anlage immer mit dem Namen deckte.

Für den vorliegenden Aufsatz ist der auch sonst schon vielfach gebrauchte Name „Burgwall“ gewählt. Aber selbst diese Bezeichnung kann Mißverständnisse hervorrufen, denn wir haben nicht Burgen im üblichen Sinne in diesen vorgeschichtlichen befestigten Plätzen zu sehen.



Abb. 1. Wälle auf dem Heiligenberg bei Heidelberg.

Aus: R. Schumacher, Materialien zur Denkmalgeschichte Deutschlands.¹⁾

Viele Reste von Burgwällen sind noch erhalten; am zahlreichsten und besten in Wäldern und auf abgelegenen Höhen, wo sie die rohende und einebnende Ackerbaukultur und die Anlage neuer Siedlungen nicht erreicht hat. Heute erkennen wir sie nur noch — soweit sie die Jahrtausende überlebt haben — an breit gelagerten Erdwällen und mehr oder weniger ausgefüllten Gräben (Abb. 1). Untersuchungen haben ergeben, daß die Wälle aus reiner dem Graben entnommener Erde oder aus mit Steinen vermischter Erde bestanden. Häufig fand sich auch aufgeschichtetes Steinwerk, das nun in sich zusammengesunken und auseinander gefallen ist, seitdem entweder das tragende Holzbalkengerüst durch Faulen verschwunden oder die (Steinlücken ausfüllende) Lehmerde herausgewittert war (Abb. 2). Grabungen — besonders Schuchhardts Untersuchungen — haben auch ergeben, daß die heute reinen Erdwälle ursprünglich nicht als Erdwälle aufgeschüttet, sondern, wie freigelegte Pfostenlöcher und Reste von Holzbalken erkennen ließen, als Holzerdmauern (Mauern, die aus zwei starken Bohlenwänden mit dazwischenliegender Erde bestanden) aufgeführt waren.

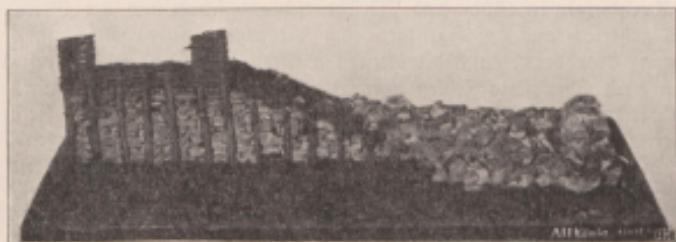


Abb. 2. Wiederaufstellung der Wallmauer auf dem Altkönig im Taunus.
(Nach Modell des Museums Wiesbaden.)

Aus: R. Schumacher, Siedlung- und Kulturgeschichte der Rheinlande.

Die Form der Burgwälle ist außerordentlich verschieden; wir kennen kleine unbedeutende Wallaufschüttungen neben großen Befestigungssystemen. Sie liegen

¹⁾ Für die Überlassung der Druckstücke zu Abb. 1—3 sind wir dem Röm.-Germ. Central-Museum zu Dank verpflichtet.

in der Ebene an Seen, Flußübergängen, in Sumpfen, auf Bergen und auf Hochflächen. Die Art der Befestigung richtet sich nach der Lage; war der Ort an einer oder mehreren Seiten natürlich geschützt (durch Steilabhänge oder Flußläufe), so wurde nur die weniger gedeckte Seite mit Gräben und Wällen oder Mauern bewehrt.

Durch Funde aus den Burgwallanlagen ist ihre zeitliche Bestimmung möglich. Wir wissen heute, daß in sämtlichen vorgeschichtlichen Perioden Burgwälle errichtet wurden, doch läßt sich das Typische der Anlagen der verschiedenen Zeiten und Kulturen noch nicht klar erkennen.

Der Zweck der Burgwälle war ein verschiedener und ist zum Teil aus der Lage, meist aber erst durch Grabungen festzustellen. So lassen sich nur vorübergehend benutzte Fliehburgen, dauernd bewohnte, befestigte Dorfsiedlungen, befestigte Fürstensitze, und Festungen, die den militärischen oder auch Verwaltungsmittelpunkt eines Stammes bildeten oder als Grenzbefestigung dienten, unterscheiden. Weiter ist auch festgestellt, daß auf Burgwällen sich gelegentlich das Stammesheiligtum und der Priesterstiz befanden.

Diese mannigfaltige Zweckbestimmung der Burgwälle begründet die Bedeutung und Notwendigkeit systematischer Burgwalluntersuchung. Zeigen doch die Funde auf den Burgwällen, wer Herr im Lande war, und gegen welchen Feind man sich verteidigen mußte. Bei näherer Untersuchung der einzelnen Anlagen läßt sich auch aus feststellbaren Zerstörungen und mehrfacher Benutzung nachweisen, wie die Machtverhältnisse in den einzelnen Jahrhunderten der vorgeschichtlichen Perioden sich verschoben haben. So gewinnen wir durch sie Ansatzpunkte für das politische Leben der vorgeschichtlichen Volksstämme. Die Festlegung von Fürstensitzen und Volksburgen ermöglicht einen Einblick in die sozialen Zustände, und durch Freilegung von Heiligtümern und Priesterwohnungen gewinnen wir auch über die religiösen Anschauungen Aufklärung.

Nur für wenige Gebiete Deutschlands sind bisher die Burgwälle systematisch zusammengestellt; für Nord- und Mitteldeutschland liegen einige zusammenfassende Arbeiten vor¹⁾. Es sollen daher im folgenden die bisherigen Ergebnisse der Burgwallforschung für dieses Gebiet gezeigt werden.

Während wir in Süds- und Westdeutschland schon aus der Steinzeit und besonders zahlreich aus der Hallstatt- und Latènezeit Burgwälle kennen, finden wir in ganz Norddeutschland die ältesten Befestigungen erst in den ersten Jahrhunderten nach Chr. Das Fehlen von Burganlagen deutet auf unangefochtenen Besitz. Wir wissen heute, daß hier die Urheimat der Germanen lag; sie hatten in ihrem Kerngebiet keine feindlichen Angriffe zu befürchten. Anders lagen die Verhältnisse in Süds- und Südwestdeutschland. Hier prallten in der Steinzeit die Träger der bandkeramischen und der westeuropäischen Kultur zusammen. In der Hallstatt- und Latènezeit waren es die Kämpfe zwischen den immer weiter west- und südwärts sich ausdehnenden Germanen und den zurückweichenden Kelten, die in der Rhön, im Thüringer Wald, im Taunus, in der Eifel, im Oden- und Schwarzwald und in den Vogesen starke Befestigungsanlagen entstehen ließen. Aus dieser Zeit der Kämpfe zwischen Germanen und Kelten stammen auch die ersten Burgwälle in Mitteldeutschland. Durch die Forschungen Rossinna's ist uns die Grenzlinie mit ihren Verschiebungen zwischen germanischer und keltischer

¹⁾ Oppermann, Schubhardt, Atlas vorgeschichtlicher Befestigungen in Niedersachsen. Hannover 1888—1910. Hofmeister, Die Wehranlagen Nordeichiniens, Lübeck 1927.

Kultur von der Bronzezeit an bekannt. So sehen wir, wie seit der Bronzezeit die keltische Kultur, die nach den uns überkommenen Sunden von der germanischen Kultur scharf zu scheiden ist, allmählich süds und südwestwärts von der germanischen zurückgedrängt wird. Dass die Kelten ihren Kulturboden nicht freiwillig, sondern in zähen Verteidigungskämpfen den Germanen überlassen haben, wissen wir seit Götzes Grabungen in einer gewaltigen keltischen Burganlage auf dem Kleinen Gleichenberg bei Römhild in Thüringen. Die Größe der Burg — die Mauern umfassen ein Oval von 1000 m Länge und 300 m Breite, — die Stärke der hintereinander liegenden insgesamt etwa 9 Kilometer langen und etwa 200 000 Kubikmeter fassenden Mauern, endlich die exponierte Lage der Burg auf einem Berggipfel nahe der germanisch-keltischen Grenzlinie zur Zeit der Errichtung der Burg im 5. Jahrhundert v. Chr. berechtigen zu dem Schluss, dass hier ein ganzer Stamm eine Grenzfestung erbaut hat. Bildet doch auch die Burg gegen einen aus Thüringen zu erwartenden Feind einen hervorragenden Mittelpunkt der Verteidigung. —

An der Nordgrenze des keltischen Kulturgebietes des 5. vorchristlichen Jahrhunderts befinden sich noch zahlreiche keltische Gipfelburgen, die sich an der Südseite des Thüringer Waldes bis zur Rhön erstrecken. Ostlich vom Thüringer Wald finden sich solche Anlagen nicht; es muss also der germanische Vorstoß im 5. Jahrhundert v. Chr. sich südwärts gerichtet haben, während der Südosten nicht gefährdet war. Auf die keltischen und germanischen Burgen im Taunus, Hunsrück und weiter westlich und südwestlich soll im vorliegenden Aufsatz nicht weiter eingegangen werden.

Auffallend ist, dass sich auf thüringischem Boden im germanisch-keltischen Kampfgebiet der vorchristlichen Jahrhunderte keine Burg bisher hat nachweisen lassen, die von Germanen errichtet worden ist. Erst aus der Zeit der Römerkriege kennen wir im westlichen Mitteldeutschland zwei gewaltige germanische Burganlagen, die von Schuchhardt untersucht worden sind. Es sind dies die Grotenburg (Teuteburg bei Detmold) und die Altenburg bei Niedenstein (identisch mit dem im Jahr 15 n. Chr. von Germanicus zerstörten Matium caput Chattorum). Diese Anlagen sind wohl als Fluchtburgen am Sitz des Stammesfürsten für die umwohnende Bevölkerung im Kampf gegen die vordringenden Römer errichtet worden. Aus ihnen entwickeln sich die Volksburgen, die wir aus den Kämpfen der



Abb. 2. Der Burgwall auf dem Dünsberg bei Gießen.
(Nach Modell des Röm.-Germ. Central-Museums.)

Aus: R. Schumacher, Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande.

Franken gegen die Thüringer im 5. und 6. Jahrhundert und dann aus den Kämpfen Karls des Großen gegen die Sachsen kennen.

Von den Burgen der Thüringer ist besonders Burgscheidungen an der Unstrut dadurch bekannt, daß nach Zerstörung dieser Burg im Jahre 833 das thüringische Volk seine politische Selbständigkeit verloren hat. Untersucht ist Burgscheidungen wie auch viele andere noch gut erhaltene Burgwälle des Unstrut-Gebietes nicht. Es kann daher über den Aufbau der Burganlagen des thüringischen Volkes noch nichts gesagt werden. Besser sind wir über die Burgwälle der Sachsen durch historische Berichte und durch die Grabungen Schuchhards unterrichtet.

Hier hatte jeder Stamm seine Volksburg. Die Unterwerfung der Sachsen war daher für Karl den Großen sehr schwierig, da er erst alle Stammesburgen erobern und zerstören mußte, bevor ihm die Unterwerfung vollständig gelang. Am bekanntesten sind die Eresburg a. d. Diemel, die Sigiburg am Einfluß der Lenne in die Ruhr und die Hobsburg, die Gauburg des Pagus Hobsi im südöstlichen Teil des Sachsenlandes. Die Burgwälle lagen auf schwer zugänglichen Bergböhlen inmitten der Stammesgebiete und waren durch Stein- oder Erdholzmauern geschützt. Nach Zerstörung der Anlagen sind die Burgwälle nicht wieder aufgeführt worden; dafür läßt Karl in unmittelbarer Nähe Königshöfe errichten. In ihnen haben wir Wohnburgen zu sehen, in denen Grafen oder Königshauern als königliche Beamte saßen und für durchmarschierendes Militär Proviant und Unterkunft bereit zu halten hatten. Sie sind daher über das ganze fränkische Reich verbreitet. Die rechteckige oder quadratische Anlage von etwa 100 mal 100 m und die Umwehrung mit Wallgraben, Türmen und Toren erinnert fast an die römischen Limeskastelle.

Neben diesen befestigten Königshöfen hat Karl der Große zur Sicherung seiner langen Grenzen Kastelle d. h. Soldatenburgen errichten lassen, die noch stärker den römischen Limeskastellen gleichen. Uns interessieren hier nur die Kastelle, die Karl in Schleswig-Holstein und im Elb-Saale-Gebiet gegen die Slawen hat errichten lassen.

Begrenzt war Karls Reich gegen die Slawen in Schleswig-Holstein durch den Limes Saxonie und an der Elb-Saale-Linie durch den Limes Sorabicus. In beiden haben wir nun nicht fortlaufende Wälle (Mauern) oder Gräben zu sehen, sondern einen breiten Geländestreifen Odland, in dem keine Höfe lagen. An besonders markanten Punkten, an denen Handelswege vorbeiführten oder die strategisch von Bedeutung waren, ließ Karl Kastelle errichten.

Durch Schuchhards Untersuchungen sind uns die Ethenenburg 4 Kilometer westlich Lauenburg und das Höhbeckkastell bei Lenzen an der Elbe bekannt. Aus karolingischen Quellen wissen wir, daß Karl nördlich von Magdeburg am rechten Ufer der Elbe und bei Halle am rechten Ufer der Saale je ein Kastell errichtet hat. Die Lage dieser beiden Kastelle ist jedoch bis heute noch nicht festgestellt.

Unter den Nachfolgern Karls des Großen sehen wir mit dem Erstarken der germanischen Herzogtümer auch wieder den altgermanischen Volksburgentyp, besonders in Nordost- und Mitteldeutschland, auftreten. Heinrich der Erste, der Burgenhauer, nicht Städtegründer, ließ zur Sicherung seiner Grenzen gegen die Ungarn einfälle und auch zur Durchführung der Germanisierung der ostelbischen Gebiete Genossenschaftsburgen errichten. Sie wurden genau nach Heinrichs Vorschrift von 9 milites agratii (heerpflichtige Bauern) gebaut, von denen einer dauernd in der Burg sein mußte. Am bekanntesten ist seine Gründung der Burg

Mersburg, auf der zurzeit Grabungen stattfinden. Erst 100 bis 200 Jahre später entstanden neben den Burgen die heute noch existierenden Städte.

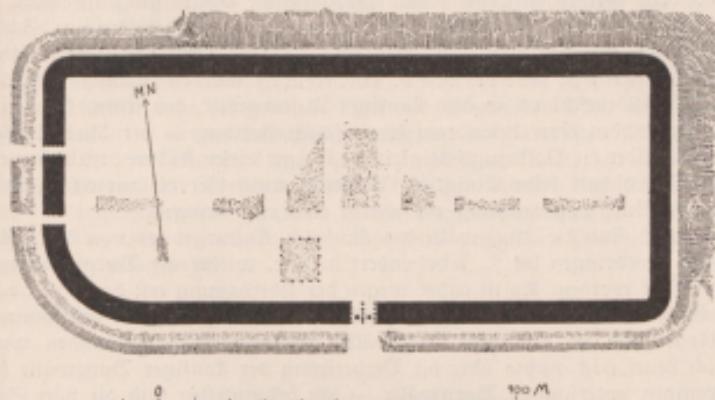


Abb. 4. Grundriss des karolingischen Baustils Höhbeck bei Leimen a. d. Elbe. 1:2000. — Nach Boldewry.
Aus: C. Schuchhardt, Vorgeschichte von Deutschland.²⁾

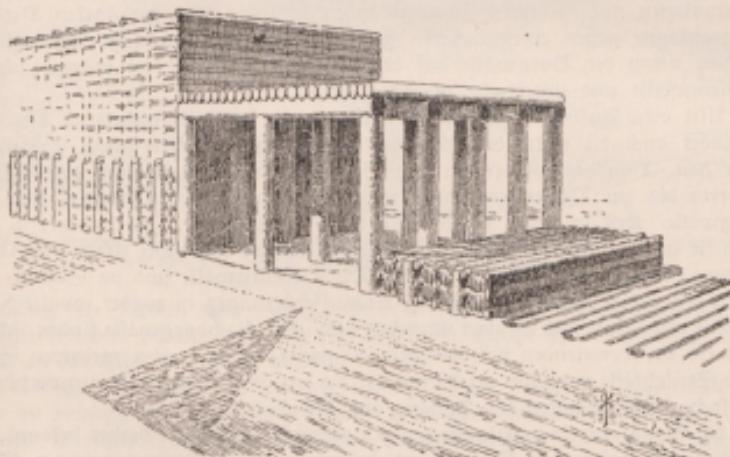


Abb. 5. Mauer und Tor des Baustils Höhbeck (Wiederaufstellung). Nach Boldewry.
Aus: C. Schuchhardt, Vorgeschichte von Deutschland.

Wir haben bisher die Burgenanlagen aus dem westlichen Mittel- und Norddeutschland behandelt. Es soll hier noch der Stand der Erforschung der in Nordostdeutschland und in dem östlichen Mitteldeutschland gelegenen Burgwällen berichtet werden.

Nordostdeutschland, d. h. das östliche Schleswig-Holstein, die nördlichen Teile Mecklenburgs, Pommerns und Westpreußens, gehört seit der Steinzeit zum

²⁾ Für die Überlassung der Druckstöcke zu Abb. 4—6 sind wir dem Verlag K. Oldenbourg zu Dank verpflichtet. Eine Besprechung des Werkes von Schuchhardt bringen wir am Ende dieses Heftes.

Kerngebiet der Germanen. Hier treffen wir erst auf Burgwälle, nachdem die ostgermanischen Volkstämme in der Völkerwanderungszeit (im 3.—5. Jahrhundert n. Chr.) diese Gebiete geräumt haben und slawische Völker sich ansiedelten.

Im östlichen Mitteldeutschland kennen wir jedoch (in der Provinz Schlesien, Brandenburg, Sachsen und dem Freistaat Sachsen) zahlreiche Burgwälle, die schon in der Zeit von 1000 bis 600 v. Chr. errichtet wurden. Damals gehörte das östliche Mitteldeutschland zu dem Lausitzer Kulturgebiet, das seinen Namen nach den ersten Funden einer besonderen keramischen Gattung in der Niederlausitz erhalten hat. Über die Volkszugehörigkeit der Träger dieser Kultur besteht heute noch in der Wissenschaft keine Einigkeit. Vielleicht wird hier die zurzeit systematisch begonnene Burgwallforschung endgültige Klärung bringen.

Vielfach sind die Burgwälle des Lausitzer Kulturgebiets von den Slawen bei ihrem Vordringen im 7. Jahrhundert n. Chr. wieder als Burgwälle benutzt und verstärkt worden. Es ist daher wegen der Überbauung erst durch Grabungen möglich, die Zeit der Errichtung der ostdeutschen Burgwälle zu bestimmen. Da aber bisher nur auf wenigen Burgwällen Grabungen vorgenommen wurden, läßt sich heute noch nichts über die Verbreitung der Lausitzer Burgwälle sagen. Die wenigen untersuchten Burgwälle — am bekanntesten sind die von Schuchhardt erforschte Römerschanze bei Potsdam und der vom Berliner Museum zurzeit in Angriff genommene Burgwall bei Löffow an der Oder — lassen auf starke Wehranlagen mit mehreren Innengebäuden schließen. Ob die starken Verteidigungsanlagen gegen einen äußeren Feind errichtet wurden, läßt sich erst entscheiden, wenn die Burgwälle auf dem Lausitzer Kulturgebiet systematisch zusammengestellt und untersucht worden sind.

Mit dem Aufhören der Lausitzer Kultur im 6. Jahrhundert v. Chr. verschwindet auch die Sitte der Burgwallerrichtung auf ostelbischem Boden für lange Zeit. Von den ostgermanischen Stämmen, die vom Beginn des 5. Jahrhunderts bis zur Völkerwanderungszeit hier gewohnt haben, kennen wir keine Burgwälle. Erst mit dem Vordringen der Slawen im 7. Jahrhundert n. Chr. treten sie wieder auf. Auf ihrem Kulturgebiet kennen wir zwei Arten von Wallanlagen: die Tief- und Hochburgwälle. Die Tiefburgwälle sind im Sumpf- oder Hochwassergebiet angelegte künstliche Erdaufschüttungen in runder, ovaler Form, die meist mit Wall und Graben umgeben sind. Die Hochburgwälle finden sich auf besonders hervortretenden Erhöhungen, die meist auf einer oder mehreren Seiten durch Steilabfälle natürlich geschützt sind. An den ungeschützten Seiten verhindern mehrfache Umwallungen den Zugang zur Bergkuppe.

Während aber in vorslawischen Kulturperioden, soweit bisher bekannt, nur an besonders geeigneten Plätzen und besonders in Kulturgrenzgebieten Wallanlagen entstanden, bedecken die Tief- und Hochburgwälle das gesamte slawische Kulturgebiet so zahlreich, selbst an Stellen, die keine natürlichen Vorbedingungen für die Burgwallerrichtung aufweisen, daß eine frühslawische Kultur ohne Burgwälle nicht denkbar erscheint.

Welchen Zweck haben nun die slawischen Burgwälle gehabt? Die geschichtliche Überlieferung besagt, daß sie als Zufluchtsstätten und als Kultplätze gedient haben. Das überaus zahlreiche und gemeinsame Vorkommen der Burgwälle bei allen slawischen Stämmen läßt jedoch auf einen einheitlichen Grundgedanken für die ursprüngliche Errichtung der Burgwälle schließen. Aus den bisher veröffentlichten Burgwallgrabungen läßt sich noch kein Bild über den Zweck der slawischen Burgwälle gewinnen. Erst durch systematische Grabungen dürfte diese Frage

restlos geklärt werden. Immerhin liegen heute bereits genügend Anhaltspunkte vor, um eine vorläufige Deutung zu geben.

Viele Burgwälle sind wegen Lage und Größe ungeeignet als Zufluchtstätten oder Verteidigungsanlagen. Zahlreiche liegen ferner nicht an den Grenzen eines slawischen Stammesgebietes, sondern mitten in Gebieten slawischer Völker, die schon in den Kämpfen mit Karl dem Großen als geschlossene Stammesverbände auftreten, wie etwa die Wilzen und Obotriten. Diese Beobachtungen lassen, will man an einem einheitlichen Ursprung der slawischen Burgwälle festhalten, nur die eine Annahme zu, daß sie zunächst als Kultplätze gedient haben. Dafür spricht auch die Errichtung von christlichen Kirchen auf sehr vielen von ihnen. Naturgemäß dienten sie, wo es die Lage ermöglichte, bei Gefahren als Zufluchtstätten, und wurden auch an besonders geeigneten Plätzen zu Verteidigungsanlagen ausgebaut.

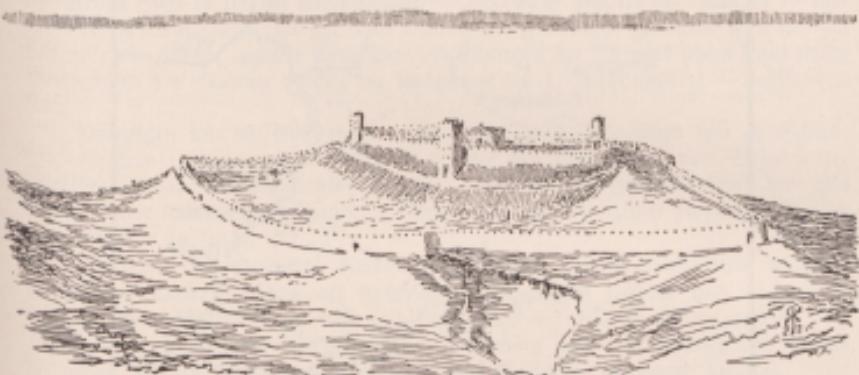
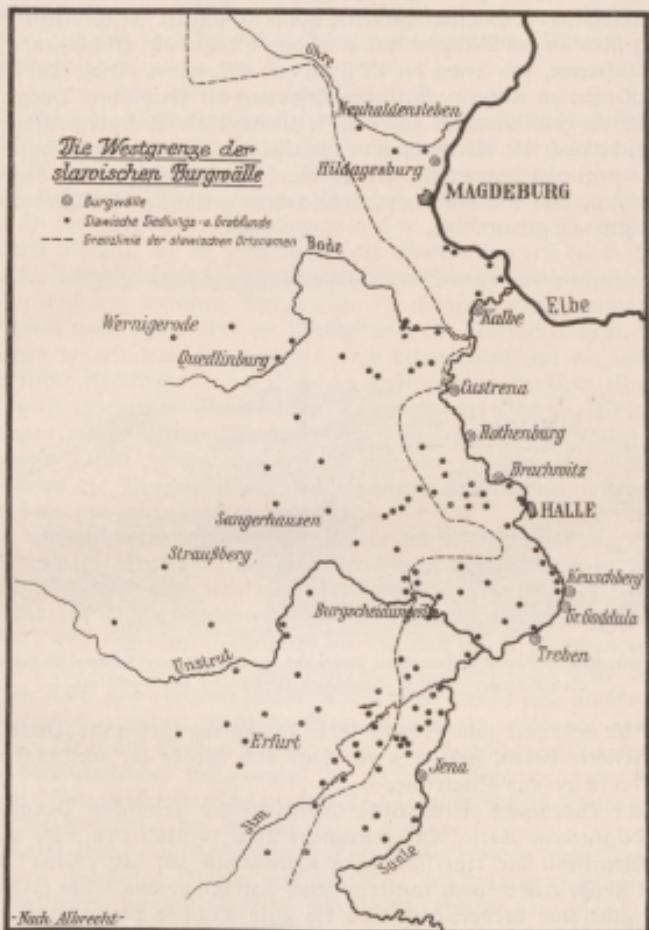


Abb. 6. Rekonstruktion der slawischen Tempelburg Rehra auf dem Schlossberg bei Hildesheim (Hildesheim: Berleburg). Nach Böldewitz. Aus: C. Schuchhardt, Vorgeschichte von Deutschland.

Dass die Slawen zum Schutze ihrer Westgrenze besondere Verteidigungsanlagen errichtet haben, geht aus der Lage und Größe der westlichsten Burgwälle an der Elbe und Saale hervor.

Welche Bedeutung die westliche Grenzlinie der slawischen Burgwälle hat, zeigt die beigegebene Karte. Die gestrichelte Linie westlich von Elbe und Saale gibt die Grenzlinie der rein slawischen Ortsnamen auf „-ig“, „-ena“ usw. an. Slawische Funde reichen noch weiter westlich darüber hinaus. Aus geschichtlichen Urkunden geht auch hervor, daß etwa bis aufs Eichsfeld vereinzelt Slawen gewohnt haben, und ferner, daß in vielen mit „-wende“, „-wenden“ und „-winde“ zusammengesetzten Ortschaften mit deutschen Namen slawische Familien ansässig waren. Von diesen weit westlich vereinzelt wohnenden Slawen wird allgemein angenommen, daß sie als Kriegsgefangene oder sonstwie Unfreie hier angesiedelt wurden. Bei den geschlossenen slawischen Siedlungen unmittelbar westlich von der Saale bietet die Feststellung der Art und Zeit der Entstehung der Ortschaften mit rein slawischen Namen Schwierigkeiten. Teilweise ist man der Ansicht, daß sie beim ersten Vordringen der Slawen entstanden sind und weiterhin zum slawischen Machtbereich gehörten haben. Andere Forscher schlossen aus der Erwähnung der Saale als Grenzfluß zwischen Thüringern und Slawen und aus dem Vor-

kommen altgermanischer Ortonamen bis zu Saale, daß die westlich der Saale gelegenen slawischen Ortschaften — auch mit rein slawischen Ortsnamen — auf spätere Ansiedlungen unter thüringischer oder fränkischer Machtobheit zurückzugehen.



Karte der slawischen Burgwälle an die Elb-Saale-Linie. Nach Mannes s. Erg.-Bd. Taf. 19 mit Nachtrag der 1928 ausgetragenen Hildesheimsburg.¹⁾

Die Grenzlinie der slawischen Burgwälle unmittelbar an der Saale läßt letztere Ansicht zur Gewißheit werden.

Verfolgen wir die Slawengrenze weiter nördlich über die Ohre hinaus, so finden wir Ortschaften mit slawischen Namen noch westlich von der Altmark

¹⁾ Eingetragen sind auf der hier beigegebenen Karte nur die Orte, nach denen Burgwälle benannt sind, sowie einige Städtenamen (meist westlich der Elbe) zur besseren Übersicht.

im Braunschweigischen und Hannoverischen. Auch hier bietet die Frage nach Art und Zeit der Entstehung dieser slawischen Ortschaften Schwierigkeiten. Kupka⁴⁾ und andere nehmen an, daß diese slawischen Ortsgründungen auf Karls des Großen Sachsenpolitik zurückzuführen sind.

Wie aus den karolingischen Geschichtsquellen hervorgeht, hat Karl der Große viele sächsische Familien aus ihrer Heimat in andere Teile seines Herrschaftsbereiches verpflanzt und die geräumten Gebiete westlich und östlich der Elbe versiedelten Slawen überlassen⁵⁾. Vielen Geschichtsforschern schien es jedoch schon früher unwahrscheinlich, daß Karl der Große, der doch die Elblinie durch Kastelle wie bei Lenzen und bei Magdeburg geschützt hatte, im Hinterlande dieser Festungen Slawen in so großer Anzahl — wie es den erhaltenen Ortsnamen entspräche — angesiedelt haben sollte. Ganz unmöglich erscheint uns jedoch dieser Gedanke, wenn wir sogar noch in der Altmark Burgwallanlagen vorfinden. Karl der Große hätte in seinem Machtbereich — und dazu gehörte die Altmark — niemals fremde Kultplätze oder gar noch Verteidigungsanlagen geduldet. Wir müssen vielmehr annehmen, daß die slawischen Siedlungen der Altmark schon beim ersten Vordringen der Slawen — also im Ausgange des 6. Jahrhunderts — entstanden sind.

Verfolgen wir die Grenzlinie weiter nach Norden, so sehen wir in Schleswig-Holstein slawische Ortsnamen noch über den von Adam von Bremen beschriebenen limes Saxonias hinausreichen. Auch die Burgwälle reichen bis zum Limes. Wir haben demnach in dem Limes eine alte Grenzlinie zwischen Sachsen und Slawen zu sehen.

Während der deutschen Rückgewinnung des Elb-Saale-Gebietes und der ostelbischen Lande wurden die slawischen Burgwälle zerstört und auf ihnen Kirchen oder Herrenburgen von sächsischen und fränkischen Edlen errichtet, die zum Teil heute noch erhalten sind. Die Bedeutung und das mannigfache Schicksal dieser Kirchen und Burgen sind aus der Geschichte genügend bekannt.

Ortsnamen als Marksteine des Volkstums.

Von Dr. Hans Teiß, München.

Es wird kaum jemand geben, der sich nicht über merkwürdige Ortsnamen der heimischen Gegend oder einer durchreisten Landschaft seine Gedanken gemacht hat. Treten sie doch vielfach in einer so eigenartigen Form auf, daß sie einen Deutungsversuch geradezu herausfordert. Andere wieder scheinen auf den ersten Blick verständlich, ohne daß aber die vermeintlich einleuchtende Lösung die richtige ist. Wer etwa bei Querfurt eine Bildung aus den uns heute geläufigen Wörtern „quer“ und „furt“ annimmt, wird zu seinem Erstaunen finden, daß die alte Form Quernevorde, d. h. „Furt an der Mühle“ lautete; der erste Teil leitet sich von einem uralten germanischen Wort für „Mühle“ ab, das vom gleichen Stamm wie der uns geläufigere „Quirl“ gebildet, aber von dem lateinischen Lehnwort Mühle allgemein aus der Sprache verdrängt worden ist. Nur in Quirnbächen,

⁴⁾ Kupka, Stendaler Beiträge Bd. I, II, 209.

⁵⁾ Annales Einhardi ad a. 804 M. G. S. S. in us. schol. S. 118.

aber auch in Kürnbächen, Kürns und Kürnbergen (was nur oberdeutsche Sonderformen sind) hat sich das Wort bis auf unsere Tage erhalten.

Der eben genannte Fall zeigt recht deutlich die Schwierigkeit, Ortsnamen richtig zu erklären. Ein anderes: in einem Beitrag, den die Schriftleitung dieser Zeitschrift vor kurzem erhielt, war Hünfeld mit den Hünern in Zusammenhang gebracht. In Wirklichkeit bedeutet Hünfeld „Held an der Haune“, dem hessischen Flüschen, das im Mittelhochdeutschen „Hüne“ hieß; „Hüne“ ist nur eine umgesetzte Form neben „Haune“. Solche Beispiele liegen sich leicht in großer Zahl aneinander reihen. Sie sind eine nachdrückliche Warnung, ohne die nötigen Grundlagen auf sprachgeschichtlichem und mundartkundlichem Gebiet derartige Deutungsversuche zu unternehmen. Die Ortsnamenkunde ist sehr zu Unrecht in Missachtung gekommen, weil nicht wenige Schriften unzulässigen Inhalts das Vertrauen auf die Sicherheit der Methode erschütterten. Indessen handelt es sich hier um ganz sicheren Boden, wenn man die trügerischen Untiefen zu vermeiden weiß und im übrigen im Notfall den Mut hat, zuzugeben, daß gewisse Rätsel nicht oder noch nicht zu lösen sind¹⁾.

Eine von der Forschung lang umstrittene Frage war die der Zuweisung bestimmter Ortsnamengruppen an die einzelnen deutschen Stämme, deren Ausdehnungsgebiet mit ihrer Hilfe erfaßt werden sollte. Wilhelm Arnold hat hier mit seinem Werk „Ansiedlung und Wanderungen der deutschen Stämme“ (1875) den Anstoß gegeben. Freilich ist heute nicht mehr zweifelhaft, daß sich Arnold gerade in einem wichtigen Halle grundlegend geirrt hat: Die Namen auf ingen (Tübingen) und heim (Weinheim) können keineswegs allgemein zur Auscheidung alemannischer und fränkischer Siedlungen verwandt werden, wenn dies auch heute noch immer wieder von neuem behauptet wird. Beide Bildungssilben sind gemeindeutsch, ja über das deutsche Sprachgebiet hinaus bei anderen Germanenstämmen verbreitet, von der oberitalienischen Tiefebene (Matengo) bis nach England (Reading, Birmingham); im ersten Halle sind es Überreste der langobardischen Sprache, die bereits früh in jener Gegend verklungen ist. Gerade in der Lombardei, nicht minder aber in Nordfrankreich, sind uns die germanischen Ortsnamenformen wertvolle Beweise für den germanischen Einschlag in der Bevölkerung, dem sie — wenn sie es auch zu Zeiten ableugnen möchte — nicht ihr schlechtestes Erbteil verdankt. Eine sorgfältige Sichtung der Ortsnamen vermag wichtigen Stoff zur Beurteilung des deutschen Einschlages im Westen und Süden zu liefern, und in Ergänzung mit anderen Forschungen den Anteil nordischen Volkes und Blutes am Aufbau der heutigen romanischen Staaten und Kulturen bestimmen zu helfen. Denn wenn auch die in Italien und Frankreich stärker als in Spanien und anderswo festhaft gewordenen germanischen Heere der Völkerwanderungszeit gewiß nicht rassisch unvermischt ihre zum Teil fernen Ziele erreichten, so ist doch ein starker Strom nordischen Blutes in ihnen dem Romanentum zugeslossen.

Heute sind freilich die Ortsnamen innerhalb des romanischen Sprachgebietes längst verwischt, die Endungen abgeschliffen und nur noch aus urkundlichen Formen deutbar, oder bei genauer Kenntnis der Entwicklungsgesetze der Mundart zu enträtseln. Aber wo das Germanentum sich behauptet hat, stehen als sichtbare Landmarken die leicht erkennbaren, vertraut klingenden Ortsnamen auf der Karte.

¹⁾ Wer sich eingehend mit Ortsnamen beschäftigen will, sei auf die vorzügliche „Zeitschrift für Ortsnamenforschung“ hingewiesen, die seit einigen Jahren im Verlag von R. Oldenbourg (München) erscheint.

Man kann an der Flamengrenze gegen Franzosen und Wallonen die Probe machen: mit Boesinghe und Poperinghe geht auch allmählich das Gebiet des westlichsten niederdeutschen Sprachzweiges zu Ende.

Liegen so zahlreiche germanische Namen gleich Kindlingen aus grauer Vorzeit in heute anders gearteter Umgebung, so zeigt ein Blick auf die deutsche Karte gleichfalls viel fremdes Namengut, das uns Hinweise darauf gibt, in welchen Gegenden von vornherein auf Vermischung der einwandernden Germanen mit ansässiger Bevölkerung zu schließen ist. Man kann wohl die Übersetzung einzelner Namen aus mehr oberflächlicher Berührungszone zweier Völker erklären; wären z. B. in Süddeutschland nur die Namen der größten Städte vorgermanisch, so könnte ihre Kenntnis sehr gut durch Reisende und Händler allein vermittelt sein, und eine stärkere Aufnahme fremden Blutes in diesem Gebiete wäre dann aus den Ortonamen (zu denen wir im weiteren Sinne auch Fluss- und Bergnamen, sowie die Flurnamen rechnen) nicht zu erwischen. Beobachten wir aber, daß z. B. südlich der Donau auch die kleineren Wasserläufe, wie Günz, Schmutter, Abens, Laaber, Vils fast ausnahmslos vordeutsche Namen tragen, so können wir nicht umhin, ein stärkeres Verbleiben der älteren Bevölkerung im Lande anzunehmen. Damit ist natürlich über die Rasse des aufgenommenen Volkes sehr häufig noch gar nichts ausgesagt; es bleibt der Anthropologie vorbehalten, auf Grund der geschichtlichen Nachrichten und der Skelettfunde den Rassenscharakter der Vorbevölkerung zu bestimmen. Dabei kann es sich z. B. in Süddeutschland um den Germanen rassisches nahestehende Kelten, um illyrisch-venetische Gruppen dinarischer Abstammung oder um Räter vermutlich alpiner Rasse handeln. Wenn auch die meisten in Süddeutschland (gewöhnlich in latinisierter Form) übernommenen Ortonamen keltischer Prägung sein dürften, so sind doch auch andere Spuren vorhanden, Namen ganz unkeltischer Lautung, oder mit charakteristischer Endung. So erweist schon Imst (s. Jbth. Humiste) in Tirol sich durch seine eigenartige Ableitungssilbe als zur gleichen Gruppe wie Triest (lat. Tergeste) gehörig, für welche mit Sicherheit illyrische Herkunft anzunehmen ist. Für die keltischen Namen ist es noch leichter, Vergleiche zu geben; unsere Isar hat u. a. an der Isère ein leicht, an der Oise ein schwerer erkennbares Gegenstück, und ähnliche Fälle sind nicht selten. Haben sich südlich der Donau (und westlich des Rheins) die Namen der Städte und Flüsse meist aus der römischen Zeit erhalten (wobei allerdings Neubenennungen wie Straßburg und Speier keineswegs fehlen), so ist um so auffallender, daß z. B. die Dorfnamen der oberbayrisch-schwäbischen Hochebene mit geringen Ausnahmen rein deutscher Herkunft sind. Man kann nicht umhin, daraus gewisse Rückschlüsse auf die Art der Landnahme und das Kräfteverhältnis zwischen Einwanderern und Unterworfenen zu ziehen. Anscheinend fanden die Baiern nur im Gebirge und an seinem Rande eine stärkere romanische (genauer wohl: romanisierte) Bevölkerung vor, an die namentlich die fremdsartigen Namen der Salzburger Gegend (Anif, Marglan, Wals u. dgl.) erinnern. Auch hat das oben bezeichnete Gebiet allein eine Reihe nach „Walchen“ benannter Orte aufzuweisen (Traunwalchen, Seewalchen, Walchensee usw.); es ist die bayrische mundartliche Bezeichnung der „Welschen“, wie der volkstümliche germanische Name für die benachbarten romanischen Völker im Süden und Westen lautet. Sein Ursprung verdient eine kurze Bemerkung: es war der Name der Volken²⁾, eines keltischen Stammes in Süddeutschland, der schließlich zum Sammel-

²⁾ Erwähnt in diesem Heft S. 199 u. 201 im Aufsatz von Prof. R. Much.

namen für südliche Fremdvölker erhoben wurde. Ähnlich verhält es sich auch mit der Bezeichnung „Germanen“, die bis zum heutigen Tage nicht richtig volkstümlich geworden ist: einst nur der Name eines kleinen, wenig bekannten Stammes im Westen, der von den keltischen Nachbarn auf das Gesamtvolk angewandt und an die Römer übermittelt wurde. Nicht anders erklärt sich franz. allemand, span. aleman usw. Der kriegstüchtige Alamannenstamm, ein gefährlicher Grenznachbar Galliens, war in der entscheidenden Zeit der Namensbildung der bekannteste im Westen, wie im Osten die Sachsen zeitweise so sehr im Vordergrunde standen, daß ihr Name selbst auf die nach Siebenbürgen ausgewanderten Moselfranken übertragen wurde.

Wir haben oben die Nachklänge vordeutschen Sprachgutes in den Ortsnamen Süddeutschlands verfolgt, womit aber die fremdvölkischen Einschläge in diesem Gebiet noch nicht erschöpft sind. Nordostbayern hat in frühgeschichtlicher Zeit eine lange überschätzte, in Wirklichkeit sehr dünne slawische Bevölkerung aufgenommen, deren Sprache mit Ausnahme der Ortsnamen längst untergegangen ist; nur die Trebgast, Teublitz, Loisnitz und andere zeugen noch von dem fremden Stamm. Freilich darf nicht jeder Name auf iz mechanisch den Slawen gutgeschrieben werden; die Regnitz müßte heute richtiger „Radenz“ heißen, wie denn auch die Landschaft an ihr noch im Mittelalter Radenzgau hieß, und es ist die Schuld der Pegnitz, wenn aus dem für den Oberlauf gebräuchlichen „Radnitz“ (schon eine entstellt Form) durch weitere Angleichung „Regnitz“ geworden ist. Wir stoßen hier auf einen sprachgeschichtlichen Vorgang von großer Bedeutung; solche Analogiebildungen sind gerade auf dem Gebiete der Ortsnamen häufig, und sie vermögen leicht zu einer falschen Bewertung der heutigen Formen zu verleiten.

Dagegen haben wir es bei Beernhartswinden, Grafenwinn (aus älterem Grafenwinden) u. a. nicht mit selbständigen Siedlungen der Slawen — Wenden ist ein germanischer, vom Stamm der illyrischen Veneter abgeleiteter Name — zu tun, sondern mit Kriegsgefangenen, welche vom König, königlichen Beamten (Grafenwinden!) oder anderen Grundherren (im obigen Fall von einem gewissen Beernhart) auf ihrem Grund und Boden angesiedelt wurden. Daher sind diese Namen über ganz Süddeutschland bis nach Baden verstreut; man hat lange irrtümlich ein Vordringen slawischer Siedlungsverbände daraus ableiten wollen.

Stärkere Spuren slawischen Volkstums lassen sich begreiflicherweise auf dem Gebiete der ostdeutschen (einschließlich der österreichischen) Kolonisation nachweisen; die fremdlingenden Namen sind uns allen geläufig, zum Teil in eingedeutschten, stark veränderten Formen. Als bemerkenswert sei erwähnt, daß im einst slawischen Osten vielfach die Städte rein deutsche Namen tragen: man denke an Königsberg, Marienwerder, Friedland, Reichenberg i. B., Karlsbad, an die vielen Neustadt u. a. Die Erscheinung erklärt sich sehr einfach daraus, daß das Städtewesen im Osten eine Schöpfung der deutschen Kolonisation war; so wurden bei Neuanlagen vielfach eigene Namen geprägt, nicht ältere Bezeichnungen übernommen. Bisweilen wanderten mit den Menschen auch die Namen aus der alten Heimat aus: Frankfurt a. O. ist nur das bekannteste aus einer Reihe von Beispielen im Süden und Norden. In gleicher Weise verraten Städte in den Vereinigten Staaten und in anderen Kolonialländern die Herkunft der ersten Siedler — wenn nicht der erste Name einem jüngeren weichen mußte, wie es bei New York (einst: Newamsterdam) der Fall war. Die Möglichkeit solcher Umtausen ist bei namenkundlichen Studien stets zu beachten, da auf diese Weise das Bild

seht verändert werden kann. So erleben wir seit einigen Jahren eine planmäßige Unterdrückung der deutschen Namen in allen Gebieten, die ohne Berücksichtigung des angeblich heiligen Selbstbestimmungsrechtes der Völker von Deutschland und Deutschösterreich losgerissen wurden.

Im Gebiet der deutschen Neubesiedlung des Ostens — es war ja zum größten Teil erst in geschichtlicher Zeit nach der Abwanderung ostgermanischer Völkerschaften von Slawen besetzt worden — lassen sich bisweilen aus Namen bestimmter mundartlicher Prägung Hinweise auf die Stammeszugehörigkeit der Siedler gewinnen. Für Nordwestdeutschland hat Johann Holters in seinem 1927/28 hier veröffentlichten Aufsatz eine Reihe solcher Nachweise geliefert; es sei nur auf die von ihm angeführten Namen holländischer Herkunft (z. B. auf *kop*) aufmerksam gemacht. Die im letzten Heft besprochene Arbeit von Johannes Leipoldt über das Vogtland hat mit Glück die mundartlichen Unterschiede in den Orts- und Flurbezeichnungen für die Bestimmung der Heimat der Kolonisten herangezogen; neben dem oberdeutschen „*reut*“ (vgl. Bayreuth, Kreith und Gereut u. a.) erscheint das thüringische (mitteldeutsche) „*rode*“ (vgl. Gertrode, Wernigerode u. a.). Eine größere Übersicht solcher Unterschiede (und weiterer Literatur) hat Hans Böschörner in seinem Beitrag zur Kötzsche-Festschrift (S. 157 f.) zusammengestellt; Neuenburg und Naumburg, Schönbrunn und Schönborn, Reckbrunn und Quickehorn bezeichnen daselbe, sind aber charakteristische Sprachformen oberdeutscher bzw. mittels und niederdeutscher Herkunft. Solche Beobachtungen, für die reicher Stoff vorliegt, ermöglichen es auch, den alten Wunsch nach Erweis bezeichnender Namen für einzelne alte Stammesgebiete wenigstens zu einem gewissen Grade zu erfüllen; z. B. entspricht die Grenze der Orte auf „*reut*“ und auf „*rode*“ der Scheidelinie zwischen Oberdeutsch und Mitteldeutsch, zwischen Thüringen und Franken. An den Grenzen der lebenden Mundarten lassen sich jeweils eine Reihe treffender Beispiele aufzeigen; schwieriger ist es mit den alten Stammesgebieten, wenn diese sich nicht mit heutigen Dialektbezirken decken, und bei dem Aneinanderstoßen zweier nahestehender Mundarten. Schwäbisch „*ingen*“ (Reutlingen) und bayrisch „*ing*“ (Freising) sind leicht zu trennen; aber z. B. im Fränkischen ist gleichfalls „*ingen*“ die übliche Form, und „*heim*“ haben die drei großen süddeutschen Mundarten mit anderen gemeinsam. Es ist selten, daß sich im geschlossenen Stammesgebiet Altdutschlands Einschreibungen anderer Stämme aus Ortsnamen nachweisen lassen; die allerorts verstreuten Sachsen und Slaven („Sachsenhausen“; „Friesheim“) aus der Zeit Karls des Großen sind hier zu nennen. Ein gewisser Einschlag älterer thüringischer Besiedlung im Ostfranken hat die Namen auf leben und ungen hinterlassen, von denen die einen in Mitteldeutschland bis zum Harz (Bodungen, Melsungen, Salzungen), die anderen besonders auf älterem thüringischen Boden (Memleben) und in Schleswig-Holstein (Haderoleben) ihre Gegenstücke besitzen. Wie wissen, daß dem Thüringer-Volk auch Bestandteile der Angeln angehörten (Lex Thuringorum: *id est, Anglorum et Warinorum*), und dazu stimmen diese bis in die Heimat der Angeln reisenden Namen, die nur in der Zeit der Thüringerherrschaft nach dem heutigen Franken gelangt sein können.

Gerade in unseren Tagen hat die Ortsnamen- und die ihr verwandte Flurnamenforschung eine besondere Bedeutung erlangt, die ihren Ausbau um noch anderer als rein wissenschaftlicher Ziele willen wünschenswert erscheinen läßt. Weite deutsche Gebiete sind heute unter fremde Herrschaft gebeugt, die vielfach wie auf die Menschen so auf die Namen ihren Zwang ausgedehnt hat. Bekannt

ist, welch sonderbare Blüten namentlich der italienische Imperialismus in Südtirol getrieben hat. Es ist auch ein Stück Arbeit für die gerechte Sache unserer Volksgenossen, wenn die deutsche Wissenschaft in strenger Wahrheitsliebe aufzeigt, was sich aus den Ortsnamen und ihrer Entwicklung an geschichtlichen Zeugnissen entnehmen lässt. Wir verdanken Ernst Schwarz den Nachweis, daß im heutigen tschechischen Sprachgebiet Böhmen gewisse Namen erhalten sind, welche ihrer Lautform nach von den vorslawischen germanischen Bewohnern des Landes geprägt oder von diesen weitergegeben worden sein müssen; dazu gehörten die Moldau und der Berg Rip (in einer deutschen Chronik Reif) bei Raudnitz a. d. Elbe. Damit tritt zu anderen geschichtlichen Zeugnissen ein weiteres, das gegen die so eifrig verfochtene Lehre vom älteren Rechte der Tschechen spricht. Für Südtirol zeigten Otto Stolz und Hans Wopfner in wichtigen Untersuchungen³⁾, daß die eigentliche Erschließung des Landes erst in deutscher Zeit geschah; in den inneren Tälern und auf den höheren Lagen überwiegt die rein deutsche Namensgebung durchaus. Wir können hier nur das Grundsätzliche dieser wertvollen Arbeiten andeuten und müssen im übrigen auf sie verweisen.

Es ist ein weites Feld, das wir in raschem Fluge überquert haben. Schon der flüchtige Blick zeigt, daß hier wertvolle Erkenntnisse geboren werden, welche bedeutsame Aufschlüsse über das Werden unseres Volkes und seiner Stämme, über längst abgesprengte Volksplitter in fremden Landen und über die Ausdehnung deutscher Kulturarbeit in aller Welt geben können. Damit ist indessen nur auf eine Seite der Ortsnamenforschung hingewiesen. Nicht minder wesentlich ist, was sie für die Siedlungsgeschichte der Heimat auszusagen vermag; davon kann in diesem Zusammenhange nicht die Rede sein. Neben ihrem Erkenntniswert aber ist uns heute nicht weniger von Bedeutung, daß sie mit dazu berufen ist, die guten Rechte des deutschen Volkes an ehrlich erworbenem, treu gepflegten deutschen Boden zu erweisen und zu verteidigen.

Der Balken von Klemzig.

(Einige gedankliche Ergänzungen zu den Ausführungen des Herrn Dr. v. Bonin-Potsdam, in: Volk und Rasse, Heft 5, Jahrgang III).

Von Dr. R. Walther Darré.

Was Herr Dr. v. Bonin über die ursprüngliche Bedeutung des Balkens von Klemzig ausführt, ist durchaus einleuchtend; ich halte es für wahrscheinlich, daß wir hier das hölzerne Vorbild zu einem Teil des gotischen Fensters vor uns haben. Es sei gestattet, zu den Ausführungen v. Bonins noch einige gedankliche Ergänzungen zu geben.

Wenn man in Ländern mit alter Holzbaukunst — etwa Skandinavien, Finnland usw. — Gelegenheit nimmt, sich die Bauweise alter Holzhäuser anzusehen, so kann man dabei die folgende, für unsere Begriffe zunächst erstaunliche Feststellung machen: In solchen Häusern werden die Balken nicht durch Nagel usw. festgehalten, sondern sind durch Kerbschnitte so ineinander gefügt, daß Balken um Balken ineinander greift und das Ganze sich dann durch das

³⁾ Vgl. die Besprechung von O. Stolz, Die Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol im Lichte der Urkunden. Volk und Rasse 1928, Heft 5 (S. 193).

Gewicht der Balken und die Festigkeit der Hölzer in sich selbst trägt; auch das Dach ist oft nur einfach aufgesetzt und mit den Seitenwänden, im besonderen mit dem längsten mittleren Balken an der Giebel- und entsprechenden Hinterseite, in eigenartiger Weise verkeilt und befestigt.

Diese Art und Weise Holzhäuser zu bauen, ist heute noch in Finnland und Skandinavien in Gebrauch; allerdings beschränkt man sich jetzt darauf, Schuppen oder sonstige Nebengebäude so zu bauen. Nur eine wirkliche Schwierigkeit ist bei dieser Bauweise zu überwinden und zwar: die Anbringung von Fenstern und Türen. Man kann in solchen aus Balken zusammengesetzten Häusern keine Fenster oder Türen anbringen ohne einen bzw. mehrere Balken zu zerschneiden. Sowie man aber auch nur einen der ineinandergefügten Balken zerschneidet, löst sich der Balken aus dem gefügten Bau aus; schon deshalb, weil er auf der einen Seite keinen Halt mehr besitzt; mindestens liegt der betr. Balken dann ganz locker. Was nun die Tür anbetrifft, so läßt sich die Schwierigkeit ihrer Anbringung dadurch beheben, daß man durch eingezogene Querbalken ein größeres Loch ausspart. Aber die Anbringung eines Fensters ist ohne einen sehr massiven Fensterrahmen gar nicht möglich; letzterer müßte die auf ihm lastenden Balken tragen und die unter ihm stehenden schützen oder bei seitlich liegenden Balken diesen einen Halt gewähren. Ohne eiserne Nagel läßt sich ein solcher Fensterrahmen wohl kaum herstellen, denn sonst erhält das Gefüge der Wandbalken einen gefährlichen Schwachpunkt; es müßte möglich sein, die durch das Fenster zerschnittenen Balken mit kräftigem Tritt oder Rammstoß einfach einzudrücken oder einzudrücken.

So ist es schließlich nicht weiter verwunderlich, wenn die ältesten im Museum zu Helsingfors aufbewahrten altschwedischen Holzhäuser auch keine Fenster besitzen. In solchen Häusern gibt es nur eine Tür; der Rauch muß z. B. entweder durch die Tür oder durch ausgesparte Löcher unter dem Dache abziehen. Wir dürfen wohl annehmen, daß diese alten schwedischen Holzhäuser in ihrem Stil noch eine der entwicklungsgeschichtlich ältesten Blockhausformen aus dem nördlichen Mitteleuropa darstellen. Auf jeden Fall reicht die Bauform in eine sehr primitive Urzeit hinein; das zeigt sich schon daran, daß in solchen Blockhaus-Höhlen — (denn anders kann man sie eigentlich nicht bezeichnen) — der Herd noch aus zusammengesetzten unbearbeiteten Natursteinen besteht und einfach mitten in den Raum hineingestellt ist.

Ich habe mir nun schon immer überlegt, wie denn aus einem derartigen fensterlosen Blockhaus im Laufe seiner bautechnischen Entwicklungsgeschichte ein Blockhaus mit Fenstern entstehen konnte, ohne daß deswegen die Anbringung eines Fensterrahmens angenommen zu werden braucht. Denn daß unsere Vorfahren bereits vor der Einführung des Fensterrahmens und des Glases das Fenster kannten, ergibt sich aus mehreren Tatsachen. — Vielleicht halten wir mit dem Balken von Klemzig die Lösung dieses Problems in den Händen.

In einem derart gefügten Holzhaus, wie ich es eben schilderte, ist nämlich tatsächlich die Anbringung eines Fensters nur möglich, wenn man entweder zwischen zwei aneinandergestellten oder aufeinanderliegenden Balken einen Zwischenraum ausspart oder aber einen Balken — (entsprechend dem Balken von Klemzig) — durchbohrt und mit einem Schloß versieht. Nur auf diese Weise ist man in der Lage, ohne Störung der Balken-Fügung, in der Wand einen Lichtspalt anzubringen. — Allerdings glaube ich nicht, daß — wie

v. Bonin das ausführt — die Schmalheit oder Enge des Lichtspaltes dann lediglich mit dem Schutz gegen Wind und Wetter zusammenhängen hat. Wahrscheinlich dunkt es mir zu sein, daß in erster Linie ein Schutz gegen Raubwild und allerhand sonstiges Getier — natürlich auch gegen Menschen — damit bezweckt wurde. Als man dann später lernte, die einfachen Blockhütten zu immer größeren und prachtvolleren Holzhäusern zu entwickeln, mag sich auch die Technik in der Herstellung derartiger als Fenster durchlochter Balken immer mehr vervollkommen haben. Aber so lange man noch kein Fensterglas kannte, blieb die Schmalheit des Lichtspaltes notwendige Voraussetzung für die ganze Anlage; wie gesagt, nicht nur gegen Wind und Wetter, sondern in der Hauptsache gegen allerhand unerwünschte Eindringlinge. Wollte man dann möglichst viel Licht in einen Raum hereinlassen, so blieb eben nichts anderes übrig, als eine möglichst lange Lichtspalte herzustellen; d. h. eben einen möglichst langen Balken auszukerbigen und zu durchbohren. Da nun ein Balken wohl kaum für eine genügende Lichtmenge ausgereicht haben dürfte, so wird man vermutlich mehrere derartig bearbeiteter Balken nebeneinander gestellt haben. Damit hat man aber bereits die hölzerne Urform eines gotischen Fensters.

Ob der oben spitz auslaufende Teil an der Außenseite des Lichtspaltes übrigens etwas mit der Kerbung des Balkens zu tun hatte — wie v. Bonin das glaubt annehmen zu müssen — scheint mir fraglich zu sein. Derartige Ausbühlungen und Durchbrüche an größeren Balken sind wohl ursprünglich mit einem heißen Eisen oder Stein ausgebrannt worden und erhielten dann erst mit einem harten Gegenstand ihrem Schliff und ihre Politur; von einem eigentlichen Kerbschnitt kann man in diesem Falle wohl kaum reden. Ich glaube aber, daß die an der Außenseite nach oben bugförmig ausgehöhlte Spitze aus Gründen des Lichteintritts so gearbeitet worden ist, damit die obere innenräumliche Kante des Lichtspaltes unmittelbar vom Außenlicht erreicht werden konnte. Würde der Lichtspalt auch oben wagerecht abgeschnitten haben, dann bildete die obere Kante des Lichtspaltes auf der Gebäude-Außenseite ein Schattendach für die obere Kante des Lichtspaltes auf der Innenseite des Gebäudes; es vermöchte dann nur das von unten oder aber wagerecht einfallende Licht die obere Kante des Lichtspaltes im Gebäudeinneren unmittelbar zu treffen. Wenn also das von oben auf das Fenster einfallende Licht voll und ganz für den zu erhellenden Raum ausgenutzt werden sollte, so blieb gar nichts anderes übrig als an der Außenseite eines solchen Lichtspaltes das Holz an der oberen Kante so nach außen und gegen den Himmel hin wegzuschneiden, daß das einfallende Licht unmittelbar die obere Kante des Lichtspaltes im Gebäudeinneren erreichen konnte; nur auf diese Weise vermochte das von oben einfallende Licht ungebrochen in den Raum hereinzufluten; ähnliches gilt wohl ebenfalls für die nach außen auseinanderstrebenden Seitenflächen. — Es ist aber übrigens auch nicht ganz ausgeschlossen, daß bereits vor der eigentlichen Fenstertechnik der Rauchabzug bei der Formung des Oberteils am Lichtspalt eine Rolle gespielt hat und die nach oben und außen ausgerichtete obere Spaltöffnung empfahl.

Allerdings boten die germanischen Häuser durch ihr herabhängendes Dach wohl kaum Veranlassung, solche Fenster, wie wir sie eben schilderten, an den Seitenwänden anzubringen. Vermutlich wird man die ersten derartigen Fenster an der Giebelseite des Hauses eingebaut haben, wo sie sowohl im Hinblick auf den Rauchabzug als auch auf den des Lichteinfangs am zweckdienlichsten

sein mussten. Das nordische Dach ist durch die bei seiner Herstellung verwandten Balken und die durch das nördliche Klima erzwungene Schrägsstellung der Dachfläche immer notwendigerweise ein Giebeldach gewesen; das umso eher, je mehr es nur aus zusammengefügten Balken hergestellt war, die sich durch die eigene Schwere, die ineinander greifende Einfügung und ihre gegenseitige Stützung hielten. Will man aber nun an der Vorderfront eines solchen Giebelhauses ein Fenster in der Art und Weise anbringen wie wir es eben schilderten und ist man dabei bestrebt, die Lichtspalten in den einzelnen Balken so hoch wie nur möglich zu führen — sei es aus Gründen des Rauchsausritts, sei es aus Gründen des Lichteinfangs —, dann ergibt sich folgendes Bild: Der unmittelbar unter der Giebelspitze stehende Balken lässt sich am meisten nach oben hinauf aushöhlen und durchbrechen, während rechts und links von ihm, in gleichmäßig abnehmender Weise, die Lichtspalten der Nebenbalken immer niedriger sein müssen. Damit hält man aber schon wieder die hölzerne Urform eines gotischen Fensters in den Händen.

Um diesen Hinweis voll verstehen zu können, muss man allerdings wissen, dass z. T. noch die Germanen ihre Häuser oftmals bis zum Dache in die Erde hineinbauten; diese Bauform hat sich übrigens bis heutentags unter den Bauern auf Island erhalten. Bei einer solchen Bauweise ragt dann natürlich nur das Dach mit dem Giebel an der Vorderfront aus der Erde heraus. Die Anbringung eines Fensters ist bei einem derartigen Hause überhaupt nur an der Giebelseite möglich, und zwar, wenn die Anlage ihren Zweck voll und ganz erfüllen soll, nur unmittelbar unter dem Giebel; diese Lage des Fensters ist sowohl im Hinblick auf den Rauchabzug als auch auf den des Lichteinfangs am zweckmäßigsten. Das Bild, welches ein solches Fenster bieten würde, entspräche durch seine Abschrägung im oberen Teil durchaus einem gotischen Fenster, denn der Dachgiebel erzwingt ja die zu beiden Seiten abnehmenden Höhen der Lichtspalten. — Als man dann später gelernt batte, immer höhere Häuser zu bauen und sich nur das Bedürfnis geltend mache, auch an den Seitenwänden des Hauses Fenster anzubringen, wird man wohl das spitz zulaufende Giebelfenster zunächst unverändert auf die Seitenwände übertragen haben; vielleicht auch deshalb, weil seine Form eine sehr hübsche Belebung der Wandfläche abs gibt. Hier an den Seiten erhielten sich dann die Fenster als gotische Fenster bis auf die heutige Zeit, nachdem man erst einmal versucht batte, den gewohnten und allen Bauleuten von der Hand gehenden hölzernen Baustil auch in Stein auszuführen.

Betrachtet man sich z. B. die Entwicklung vom hölzernen Segelschiff zum holzlos gebauten Kriegsschiff der Neuzeit einmal näher, so kann man dabei ganz genau verfolgen, wie Konstrukteure, Bautechniker und Arbeiter es bei jedem einzelnen Teil erst lernen mussten, den neuen unholzernen Stoff dafür zu verwenden und das Neue in die gewohnte und übliche Konstruktion des Schiffsbauens einzugliedern. Auch beim Schiff verging erst eine gewisse Zeit, ehe man es wagte, die in Holz erprobten Formen aufzugeben. Der natürliche Weg der Entwicklung ist daher doch wohl der, dass man zunächst immer erst den neuen Stoff der gewohnten Konstruktions-Form, bzw. dem gewohnten Baustil anzupassen sucht und erst später, wenn man den neuen Stoff in die alte Form hineingebracht hat, dazu übergeht, auch die alte Form im Sinne des neuen Stoffes zweckdienlich abzuwandeln. Das lässt sich in der Entwicklungsgeschichte der Schiffbautechnik doch noch ziemlich handgreiflich ver-

folgen, und es ist dann nicht recht einzusehen, warum sich der Übergang vom Holzhaus zum Steinhaus auf eine andere Art und Weise vollzogen haben soll.

Unter solchen Gesichtspunkten erhält der Balken von Alemzig ganz zweifellos die Bedeutung, in der Entwicklungsgeschichte des gotischen Fensters zum Richtungsweiser zu werden.

Nordischer Bluteinfluß bei den Tschechen.

Von Emilie Strenger, München.

Sür einen Anthropologen müßte es anregend sein, die in Böhmen lebenden sechseinhalb Millionen Tschechen auf ihre Rassezugehörigkeit zu untersuchen.

In den gemischtsprachigen Gebieten haben sich seit Generationen Deutsche und Tschechen stark vermischt, sodaß beispielsweise Menschen mit rein-tschechischen Namen der tschechischen Sprache durchaus unkundig sind, während Tschechisch-sprechende oft über einen gutdeutschen Namen verfügen und auch in ihrem Äußeren stark germanisch (nordisch) beeinflußt erscheinen.

Bemerkenswert ist, daß die Angehörigen der unteren Volksschichten des Tschechentums meist rein-slavische (ostische und mongoloide) Merkmale aufzeigen: Klein bis mittelgroß, starkknöchiger, teils plumper Körperbau, breites Gesicht mit stark hervortretenden Backenknochen (teilweise mit mongolischem Einschlag), helle bis dunkelgelbe Hautfarbe, Rundkopf.

Die den oberen Ständen angehörenden Tschechen erscheinen dagegen häufig nordisch beeinflußt. Schlanke, hochgewachsene, langschädelige, blonde, blauäugige Menschen sind nicht selten, häufiger jedoch ist bei diesem Gesamtbilde tiziansfarbene Haar anzutreffen, bei meergrünen, zuweilen auch lichtbraunen Augen. Vielleicht bewahren diese Menschen noch das Blutkreis der einstigen nordischen Herrenschaft des Landes, von den suebischen Markomannen angefangen, über den Begründer des ersten tschechischen Königreiches, den Franken Samo, hinweg, bis weit über das Mittelalter hinaus. Die Przemysliden führten durch ihre Ehen mit deutschen Prinzessinnen bekanntlich ihrem Geschlechte immer wieder germanisches Blut zu. Aus deutschem Adel, durch Künstler, Gelehrte, Kaufherren diente reicher nordischer Blutzuspruch sich ins Land ergossen haben, der sich bis auf die heutige Zeit noch auswirkt.

Ein rein-slavisches (ostisches) Volk dürfte kaum so — man muß das zugeben — bewunderungswerte tatkräftige Helden erzeugen können. Die Organisation der Sokoln, die von allem Anfang an wohl weniger als Turner, denn als zukünftige gutgeschulte Wehrmacht gedacht war (wofür Masaryks Ausspruch bei dem Prager Sokolfest 1912 zeugt: „mit eigenen Waffen würden sie in einem europäischen Kriege mitzählen“), kann kaum einem slavischen Gebiene entsprungen sein, auch wäre es undenkbar, daß ein stark ostisches Volk einen derart glühenden Freiheitswillen aufbringen und zur Verwirklichung des gesteckten Ziels alle Leiden geduldig ertragen würde, wenn nicht stark nordisch beeinflußte Helden durch ihren eisernen Willen das Volk immer wieder entflammt und bewunderungswert beherrscht hätten.

Bedenkt man, daß die Tschechen nach der Schlacht am Weißen Berge bei Prag bis auf ein kleines Häuflein aufgerieben, politisch machtlos dastanden, und

lange Zeit stumpf und ohnmächtig verblieben, so muß man die Energie und die Fähigkeit späterer politischer Führer, Geschichtsschreiber, Schriftsteller und Dichter bewundern, die ihrem Volke beharrlich die Wege zur Freiheit ebneten. Es wäre interessant, die Rassezugehörigkeit eines Palacky, Riger, Komenius, Halek, Stulz, Netuda usw., eines Masaryk, Kramář, Klofač, Rašín, Beneš und vieler anderer zu erforschen.

Immer wieder vergeudeten die nordischen Edelmenschen ihr wertvolles Blut-erbe, — wie ein roter Faden zieht sich diese Beobachtung durch die Geschichte — und bis auf den heutigen Tag haben nur wenige von ihnen das Verantwortungsgefühl und die hohe Sendung bewußt erfaßt, die ihnen mit auf den Lebensweg gegeben wurde. Auch in Böhmen trifft es leider zu, daß die Nachkommen der zwischen Deutschen und Tschechen geschlossenen Verbindungen meist dem Slaventum zufallen, und ihre durch nordisches Blut ererbten guten Eigenschaften sich dann gegen die Deutschen auswirken.

Ein Führer zur altgermanischen Kunst.

Von Dr. Hans Zeiß, München.

Durch die Kulturbewegung der Renaissance und des Humanismus ist dem europäischen Kunstideal die Einheitsformel des Klassizismus aufgezwungen worden. Kunst aber ist immer eine Auswirkung der Kultur. Und da diese letzten Endes von der Rasse ihrer Träger abhängt, so sind Kulturen wie Kunstile in ihrer Gesamtheit wie in ihrer Verschiedenheit bedingt durch das Blut von Völkern und Rassen. Die Renaissance, in der das klassische Altertum in seiner ganzen sinnenverwirrenden Schönheit wiedererweckt wurde, und die mit der Allgewalt einer Sturmflut über die europäische Welt hereinbrach, hat alle Entwicklungen jäh zerrissen. Wie in den Augusttagen des Jahres 79 nach Christi Geburt die Aschenfluten des Vesuv Pompeji begruben, so überdeckte die klassische Flut die Erinnerung an eine reiche, blühende, nordische Kunstartentwicklung. Unserer Zeit mit der Selbstbestimmung auf der hohen Warte des eigenen Volkstums ist es vorbehalten, die lange verschütteten Quellen einer germanischen Kunst mit ausgesprochen völkischer Eigenart neu zum Fließen zu bringen.“

Mit diesen Worten leitet Professor Friedrich Behn (Mainz) seine bei aller Knappheit sehr auffallenden Vorbemerkungen zu der prächtigen Bildersammlung ein, die unter dem Titel „Altgermanische Kunst“ erschienen^{*)} und bereits in Heft 4 des 2. Jahrgangs unserer Zeitschrift von Professor Rudolf Much (Wien) erstmals gewürdigt worden ist. Da das Buch wie wenige andere (etwa noch Hans Naumanns „Frühgermanentum“) dazu berufen ist, weiteren Kreisen als Führer zu wertvollen Denkmälern wenig bekannter germanischer Vorzeit zu dienen, dürfte es am Platze sein, ihm nochmals einige Worte zu widmen, und zugleich einige Proben aus seinem Inhalt zu geben. Es ist dabei nicht unsere Absicht, uns mit den vielen Fragen gründlich auseinanderzusetzen, welche auf diesem Gebiet heute noch umstritten sind; daß dies der Fall ist, erklärt das junge Alter der deutschen Vorgeschichtswissenschaft zur Genüge. Welche Bedeutung ihr aber für die Erkenntnis der schöpferischen Kräfte des Germanentums und

^{*)} J. S. Lehmanns Verlag, München. Ratt. M. 3.50.

damit für die Geschichte der deutschen Kunst zukommt, wird jeder ahnen, der einmal jene Denkmäler kennen gelernt hat. Eine gute Auswahl solcher Bilder in trefflicher Wiedergabe zu vereinigen, ist das Verdienst von Behns „Altgermanischer Kunst“.

Wenn die oben angeführten einleitenden Worte auf den Bruch unserer geistigen Entwicklung hinweisen, den Renaissance und Humanismus herbeigeführt



Abb. 1. Schmuckdose und Gürtelschließe der jüngeren Bronzezeit.
Zur Behn, Altgermanische Kunst.

haben, so nennen sie damit allerdings nur einen großen Wendepunkt in unserer Geschichte. Die Erinnerung an eine reiche nordische Kunstentwicklung war in Deutschland damals längst erstorben. Nicht dagegen die einheimischen schöpferischen Triebe, welche der gleichen Wurzel entsprossen, und die noch in der Spätgotik so kräftig ausgeschlagen hatten. Ihre Auseinandersetzung mit den fremden Formen gibt der mittelalterlichen deutschen Kunstgeschichte ihre Eigenart. Eine selbständige Entwicklung der germanischen Stämme auf deutschem Boden war jedoch unmöglich, seitdem das Reich Karls des Großen Deutschland unwiderruflich in die christlich-mitteländische Welt eingefügt hatte. Karl der Große hat freilich nur

zum Abschluß gebracht, was Chlodwig und seine Nachfolger vorbereitet hatten; aber die entscheidende Wendung der deutschen Entwicklung fällt doch mit seiner Wirksamkeit zusammen. Während im Norden die alten Götter und die alte Kunst (wie wir noch hören werden) weiter dauern, treten im deutschen Süden Christentum und „karolingische Renaissance“ an ihre Stelle. Seitdem ringt die deutsche



Abb. 2. Westprussische Schichtkunst der Bronzezeit.
Aus Bebn, Altgermanische Kunst. (Aufnahme: Staatl. Museum Danzig.)

Kunst mit der südländischen; allenthalben in unserem Lande stehen die steinernen Zeugen dieses Kampfes.

Weniger leicht ist es, zu den Denkmälern vorchristlicher Kunstübung zu gelangen. Aus dem Bereich der im Norden gewiß schon früh hoch entwickelten Holzbaukunst hat sich begreiflicherweise nichts erhalten. Nur die wuchtigen Steinsgefüge der „Hünengräber“ und wenige Menhire, denkmalartig aufgerichtete riesige Steine, dauern bis auf unsere Zeit, die leider nur zu oft mit solch ehrwürdigen

Resten grauer Vergangenheit aufgeräumt hat. Um so wichtiger sind für uns die Erzeugnisse des Handwerks, die aus dem Grabesdunkel oder aus dem Versteck einer Notzeit ans Tageslicht treten. Schon die Steinzeit hat an Waffen und Tonwaren manches geschaffen, was auch vor dem schaufreudigen Auge des Be-



Abb. 8. Goldener Bech aus dem Goldfunde von Petrossa (Rumänien).
Aus Behn, Altgermanische Kunst.

trachters von heute sich sehen lassen kann; es seien nur die einfach, aber geschmackvoll verzierten Gefäße der Norwestdeutschen Megalithgräber (die nach den wuchtigen Steinen ihren Namen tragen) und die nordischen Feuersteindolche genannt. Neue, größere Möglichkeiten brachte die Einführung des Bronzegusses. Von den hübschen Stücken der Tracht zeigen wir eine Schmuckdose und eine Gürtelschließe (Abb. 1), die mit streng ausgeführten Spiralbändern verziert sind; doch es bleibt nicht beim rein geometrischen Element, die Spitzen werden belebt, zu Drachenköpfen gestaltet. Ein echt nordischer Zug, der als Vorläufer der reichen Tierornamentik der Völkerwanderungszeit von besonderer Bedeutung ist. Die Darstellung der vollplastischen Tiergestalt (wie des Menschen) ist dagegen noch eine große Seltenheit; zu den Ausnahmen gehört der berühmte Sonnenwagen von Trundholm (Behn: Taf. 4), dessen goldplattierte Scheibe, von einem Pferde gezogen, als Sinnbild der Sonne gelten darf. Griffe, die in Pferdeköpfen enden, zeigen gelegentlich die prachtvollen, schön gesetzten Goldgefäße der Bronzezeit (Behn: Taf. 5), die den Reichtum vorgeschichtlicher Herrengeschlechter und die Prunkentfaltung bei ihren Festen abnen lassen.

Eigenartig ist die Gruppe der bronzezeitlichen „Gesichtsurnen“, deren Vorkommen auf Westpreußen beschränkt ist. Während der Bauch der Urnen (Abb. 2 eingeritzte Zeichnungen aufweist, die etwas an die nordischen Kelbilder erinnern), ist der Deckel zur Nutze geformt und am Hals durch einfache, aber wohlberechnete Mittel eine Gesichtsdarstellung angebracht. Ein Vergleich einer größeren Zahl solcher Urnen lässt das sichtbare Streben nach Kennzeichnung der Eigenart des Verstorbenen erkennen. Es hat lange gedauert, bis diese ersten fassbaren Versuche der Porträtkunst auf deutschem Boden Nachfolger fanden.

Wenn schon in der Bronzezeit Gold, aber auch künstlerische Vorbilder, aus dem fernen Süden weit nach dem Norden gelangten (liegen doch Bernsteinfunde auch aus den Schachtgräbern von Mykenä vor), so führte der Zusammenstoß der germanischen Völker mit der Mittelmeerkultur zu ungleich bedeutenderer Aufnahme von Anregungen auf künstlerischem Gebiet. Es ist höchst reizvoll, zu sehen, wie manches — z. B. die so sehr beliebte Tierornamentik — von außen her, nämlich (durch Vermittlung der Goten) aus dem Schwarzen Meergebiet dem Norden zu-

geführt und dann in eigenartiger Weise weitergebildet wird. Das Verhalten der einzelnen germanischen Stämme zu der übernommenen Kulturzeit ist wiederum höchst bezeichnend: am selbständigen war die Ausgestaltung im geschlossenen germanischen Siedlungsgebiet, wo aber eine verhältnismäßig schwache Germanens



Abb. 4. Fibeln der Merowinger- und Karolingerzeit.
Aus Dehn, Altgermanische Kunst.

schicht über einer Mehrzahl romanischer Untertanen herrschte, konnte sich der Trieb zur Umbildung nicht völlig entfalten.

In der germanischen Sage spielt der Goldhut im Besitz eines Fürsten oder in der Hut eines Drachen eine große Rolle; mit Wagners „Ring“ hat das uralte Motiv seine Wiederauferstehung erlebt. Wir können uns heute eine Vorstellung von dem Reichtum bilden, der die Sänger heredt mache und die spendebeischenden

Krieger gewinnen half. Einer der berühmtesten germanischen Schatzfunde stammt aus Rumänien, von Petroffa (heute in Bukarest). Behn bildet aus ihm mehrere Stücke ab, darunter den goldenen Röth, dessen Henkel von zwei Löwen gebildet wurden. Einst waren die durchbrochenen Felder des Röthes und der Henkel-



Abb. 8. Der Bildstein von Horndhausen (Kreis Osthessen).
Aus Behn, Altgermanische Kunst. (Aufnahme: Landesanstalt für Vorgeschichte, Halle.)

platten gleich den Vertiefungen der Tierkörper mit farbigen Steinen gefüllt, gewiß ein prächtiger Anblick! Solche Stücke dürften übrigens wohl als Geschenke oder als Beute in den Besitz des Westgotenfürsten gelangt sein, dem sie zuletzt gehörten, nicht aber aus einer germanischen Werkstatt stammen.

Unter den Schmuckstücken der Völkerwanderungszeit nehmen die Gewandhaften (Sibeln) den ersten Platz ein. Abb. 4 zeigt oben zwei Stücke aus süd-

germanischem Gebiet; das untere, in dem nordgermanische Tierkunst ihren Höhepunkt erreicht, gehört erst der Wikingerkultur an, von deren prächtigen Waffen „Volk und Rasse“ (1926, Heft 2) bereits ein Beispiel gebracht hat. Behn bietet außer einigen der großen Prunkfibeln dieser Zeit mehrere Stücke des wundervollen Goldfondes von Hiddensee, aus dem unter anderem eine Scheibenfibel von besonderer Schönheit stammt. Über den Osebergfund mit seinen wertvollen Resten an Geräten und vor allem an Schnitzereien wurden unsere Leser schon früher unterrichtet („Volk und Rasse“ 1926, Heft 1). Deutschland hat an dieser Kunstblüte keinen Teil mehr gehabt; wenn sich in Randgebieten solche Fundstücke ergeben haben, so sind sie vereinzelten Wikingersiedlungen zu verdanken oder durch den Handel ins Land gebracht worden.

Wir wollen nicht schließen, ob die germanischen Bildsteinkunst zu denken, deren kostbarster deutscher Vertreter der Reiterstein von Hornhausen (Kreis Oschersleben) im Provinzialmuseum für Vorgeschichte in Halle ist; vom gleichen Grabfeld stammt das Bruchstück eines ähnlichen Bildwerks. Wahrscheinlich haben wie hier das Bildnis eines germanischen Kriegers vor uns; manche haben an Wodan gedacht, wie er etwa auf dem Beschlag von Wendel (Upland, Schweden) als Lanzenreiter, von zwei Raben und einer Schlange begleitet, dargestellt ist (Behn: Taf. 31). Auch die einheimische Grabmalkunst ist im Norden länger gepflegt und reicher ausgebildet worden, als im germanischen Süden, der Jahrhunderte früher dem Einfluß der Antike sich öffnete.

Nur wenige Bilder aus Behns langer Reihe vom wuchtigen steinzeitlichen Hünengrab bis zur hochentwickelten Wikingerkunst konnten wir hier an uns vorüberziehen lassen; noch weniger war es möglich, in Kürze der vollen Bedeutung dieser Denkmäler gerecht zu werden. Ihr künstlerischer Wert bedarf keiner Begründung; er spricht aus den Bildern. Es ist erfreulich, daß dank Behn und ähnlichen Werken heute auch weitere Kreise sich eine entsprechendere Vorstellung vom Kulturstand der germanischen Frühzeit zu verschaffen vermögen, als es bis vor kurzem der Fall war.

Grundlegendes über Rassenpflege und Erziehung.

Von Reg.-Rat Prof. Dr. Alois Scholz, Mödling bei Wien.

Die Beziehungen zwischen Rassenpflege und Erziehung sind derartig mannigfaltig, die vorhandenen, eigentlich selbstverständlichen Pflichten so zwingend und die Notwendigkeit der Erfüllung dieser Pflichten ist auch vom rein praktischen Standpunkte betrachtet aus so vielen Tatsachen einzusehen, daß die folgenden Ausführungen nur kurze Hinweise auf ein großes, wenn nicht auf das größte Feld bedeuten, welches erzieherischer Arbeit zufallen kann.

Für den Erzieher wird dies aber genügen; schließlich muß jeder Erzieher selbst finden. Jeder Fall der Erziehung ist ein Einzelfall, und was hier in der Meinung ausgeführt wird, daß es allgemeine Gültigkeit habe, wird im besonderen Falle in bestimmter Richtung ausgebaut und angewendet werden müssen.

Rassenpflege als Weg zum harmonischen Menschen.

Vor 50 Jahren kannte man fast nur das Wort Rassenzucht und dachte dabei nur an Tiere, gebrauchte aber und gebraucht heute noch dieses Wort mit einer geradezu dogmatischen Selbstverständlichkeit und Überzeugtheit, daß es möglich sei, Rassen nach bestimmter Richtung und mit bestimmter Absicht zu züchten. — Zucht auf physi sche Merkmale war und ist es zumeist, auf Harpe, Kraft, Geschicklichkeit für besondere Zwecke und wohl auch auf manche seelische Eigenschaften, wobei ich mich wegen der Anwendung des Wortes „seelisch“ Eigenschaften auf Tiere nicht entschuldigen möchte. Alles Arbeiten in diesen Belangen stellt nur die geradlinige Fortsetzung Jahrtausende alter Bemühungen dar; das Wissen darüber ist das Ergebnis aller dieser Bemühungen seit den Zeiten unserer Ahnen, bei denen z. B. die Zucht des Spitzes als Wächter der Pfahlbauer bekannt und nachgewiesen ist.

Kommt aber einer mit der Idee, menschliche Rassenzucht zur Erwägung zu stellen, so wird das meist noch als unpassend (shocking) empfunden, oder man zuckt im besten Falle die Achseln, und auch kein geringerer als Prof. Lenz ging in seiner Schrift „Die biologischen Grundlagen der Erziehung“ (Verl. Lebmann, München) über diese Möglichkeit wie über etwas ganz außer Betracht. Kommandeo hinweg. Es wird später noch ausgeführt werden, wie ich mir vorstelle, daß sehr wohl gerichtete Rassenzucht unter Menschen sich entwickeln könnte, und zwar in ganz natürlicher Weise, — ja „von selbst“. Die Sache braucht nur Zeit. — In außerordentlich dankenswerter Weise behandelt den Gedanken der biologischen Züchtung des Edelmenschen Prof. A. Thomsen in seiner Schrift „Der Völker Werden und Vergehen“ (Verl. Voigtländer, Leipzig).

Dabei ist Rassenpflege — menschliche — gar nichts Anstößiges, wie man heute vielfach glauben machen will; unsere Ahnen führten mit reiflicher Überlegung und Erfahrung ihre Kinder zusammen, vielfach sogar ohne diese sehr zu fragen, und in den Adelsgeschlechtern, namentlich aber in den Herrscherhäusern, geschieht dies noch bis zum heutigen Tage, allerdings kaum mehr in rassenzüchterischer Absicht. Es mag gewiß sein, daß auch seinerzeit die wirtschaftlichen Fragen im Vordergrunde standen; damals waren aber in weitestgebendem Maße körperliche und geistige Überlegenheit und wirtschaftliche Stellung in Übereinstimmung. — Wir müssen ja auch zugeben, daß diese Art des Verheiraten werden nicht die beste ist, und wir müssen wünschen, daß die Eheanwärter bei dem Wählen nicht mehr der geistigen Reife ihrer Eltern bedürfen. — Für die Nachkommenschaft und für die Allgemeinheit und deren Gedeihen war solche Gepflogenheit gewiß nicht schlecht. Aber wenn wir das wissen, und die Absichten jener Geschlechter kennen, — ist es da so schwer vorstellbar, daß durch Erziehung die Geistesrichtung der zukünftigen Eheanwärter bereits in solche Bahnen gelenkt werden kann, daß diese Menschen aus eigenem Antriebe nicht bloß die Sinnlichkeit oder das Geld entscheiden lassen, sondern alle Einzelheiten, die für die entsprechende körperliche und geistige Zusammengehörigkeit in Betracht kommen, selbst abwägen?

Wie oft wird das berüümte Wort „Es prüfe, wer sich ewig bindet“ den Menschen vorgebetet, aber Ehescheidungen in immer steigender Anzahl und ein Nachwuchs, der das erwartungsvolle Vaterland nicht gerade zu übertriebenen Hoffnungen berechtigt, zwingen, solche Prüfung mit „Nicht genügend“ zu beurteilen. Dadurch wird nur bewiesen, daß da, wo höchste Gewissenhaftigkeit im eigenen Interesse, in dem der Kinder und Kindeskinder und nicht zuletzt des

anderen Ehepartners herrschen mügte, fast nur Leichtsinn oder wenigstens leichter Sinn die Führung hat.

Dies alles ist fast jedem klar, aber es ist Theorie; die Praxis fragt: „Hat er eine schöne Stellung? . . . Hat sie auch Geld?“ — und es genügt dem Durchschnittsmenschen, wenn diese beiden Fragen mit „Gut“ beantwortet sind. Dass damit die Bedingungen für eine Ehe bereits als erfüllt angesehen werden, das ist die Folge der Mangelhaftigkeit der heute üblichen Erziehung. Von der ganzen Tiefe des Problems ist seit langem nur wenig oder gar nicht die Rede, als ob es wünschenswert wäre, dass der Welt (und in erster Linie dem Ehepaar selbst zu dessen späterer, größter Beschwer) un harmonische Menschen mit beliebig großer Wahrscheinlichkeit beschert werden.

Harmonische Menschen! — Schon dieses Wort übt auf die, welche es das erstmal hören, sehr verschiedene Wirkung aus. — Harmonische Menschen! — So mancher fühlt intuitiv, dazu müssten die Menschen mit allem Zielbewusstsein erzogen werden, dass sie nach harmonischer Nachkommenschaft streben; sehr viele aber halten die Sache nicht für wichtig und denken gar nicht darüber nach. Zu diesen gehören merkwürdigerweise oft Leute, die an Körper und Geist rassisch rein und hochwertig erscheinen.

*

Und an dieser Stelle steht bereits der erste Weiser auf dem Wege zum harmonischen Menschen.

Man muss annehmen, dass schon diese Leute von so verschiedener Einstellung Menschen mindestens un aus g e g l i c h e n , wenn nicht gar v e r s c h i e d e n e r Rasse im eigentlichen Sinne sind. Sie werden durch ihre Verbindung untereinander die Eltern von künftigen, wieder unharmonischen Menschen. Nicht etwa nur Weiße und Schwarze, Rote und Gelbe, sondern auch „Weiße“ und „Weiße“ können rassenmäßig so verschieden sein, dass es gar sehr dafür steht, dass sie alle sich gründlich prüfen, ob sie zur Verbesserung der Rasse oder zur Vertiefung des Chaos beitragen werden. Wir können nun all den Forschern sehr dankbar sein, dass sie uns Blick und Urteil in Rassenfragen auch innerhalb Europas, also innerhalb der sogenannten „weißen Rassen“ schärfen lebten, aber je mehr sie es wie z. B. Clauß in dem Sinne tun, dass sie in die Eigenart des Seelenlebens hineinzuleuchten versuchen, desto verdienstvoller und tiefer dürfen sie das Rassenproblem erfassen. — Auf das *Watum* komme ich noch näher zu sprechen. Und die erste, wenn auch noch so schwere Aufgabe der Erziehung wäre, auf diese Seite des Fragenreiches Gewicht zu legen, — auf die p s y c h o l o g i s c h e Rassenverschiedenheit auch innerhalb Europas — und die Notwendigkeit, durch entsprechende Wahl des Ehepartners mit Rücksicht auf diese Tatsache den Weg zu harmonischen Menschen zu ebnen.

Die Liebe „auf den ersten Blick“ ist sinnliche Liebe, kann in der Hauptsache nur physische Antriebe zur Grundlage haben. Die Menschen, welche es verstehen, sofort dem Mitmenschen auf den Grund der Seele zu sehen, sind zu selten, als dass sie hier in Betracht kommen könnten. Es würde übrigens noch angeben, wenn dieser erste Blick durch die Rücksicht auf die Harmonisierung wenigstens in körperlichen Belangen geleitet wäre, aber nicht einmal dieses ist der Fall; und auch bei längerer Überlegung stehen äußerliche Erwägungen im Vordergrunde, psychologische im Hintergrunde.

Freunde und Freundinnen finden sich normalerweise auf Grund seelischer Übereinstimmung zusammen. Dies führt oft zu einem sehr festen Bunde, das auch

sehr harte Proben zu überstehen imstande ist. Diese Proben werden aber nur überstanden, wenn nicht bloß Äußerlichkeiten zur Befreundung führen. Wenn Freundschaften in die Brüche geben, so mag das bedauerlich sein, aber es ist im allgemeinen nicht folgenschwer. Wenn aber eine Ehe in die Brüche geht, so bedeutet das vor allem einen Risiko im Leben der Kinder, der in den meisten Fällen unaufstölbare Spuren hinterläßt. Aber auch dann, wenn keine Kinder da sind, ist eine Ehetrennung für einen oder für beide Teile eines der schwersten Erlebnisse, wenn diese Menschen überhaupt über eine irgendwie nennenswerte Tiefe des Empfindens verfügen.

Über die Notwendigkeit oder über Bebindierung der Ehen soll hier nicht die Rede sein. Jedenfalls ist es klar, daß schon vor dem Eingehen einer Ehe alles aufgeboten werden sollte, um Irrungen wenigstens einigermassen unwahrscheinlich zu machen. Wir wissen, daß auch nach 25 jährigem Bestande Ehen geschieden werden; dies sind aber die Ausnahmen. Auch sind dann die Folgen gewöhnlich nicht mehr so schwere. Heute aber beirrtet man so, daß fast jede Ehe von allem Anfange gefährdet ist; man überläßt es dem glücklichen Zufall, was ebensoviel bedeutet, wie das Warten auf einen Haupttreffer in der Lotterie.

Wir müssen uns also endlich an den Gedanken gewöhnen, die Jugend dahin zu bringen, daß sie die Mitmenschen, die für eine Ehe in Betracht kommen, auch nach ihren seelischen Eigenarten beurteilen lernt.

„Liebe macht blind“, ist eine der bösesten Tatsachen, und Aufgabe der Erziehung ist es, die Menschen dabin zu führen, mit sehenden Augen zu lieben! — Das übereinstimmende Gute wird man zuerst herausfinden; dann aber soll man auch jenes Gute am andern suchen, das man an sich selbst vermißt; dann das Schlechte, für das man selbst nur schwer Verständnis findet und das man nicht gutheißen kann. Diesem gegenüber ist schon abzuwägen, ob es nicht schon alles andere Gute aufwiegt und uns selbst herabzuziehen geeignet ist. Und schließlich sind die gemeinsamen schlechten Neigungen herauszufinden! — Sind solche schwerer Art vorhanden, wird man jeden Gedanken an eine Verbindung abweisen müssen, — und wenn aus keinem anderen, so aus Zweckmäßigkeitagründen! Jede derartige Versäumnisschuld rächt sich an den Kindern und damit an uns selbst.

Solche Beurteilung von Mitmenschen ist natürlich nicht Sache eines Kindes, muß aber zur Sache des Jünglings, der Jungfrau gemacht werden. Eine obligate Eheberatung hat die jungen Leute auf solche Wahl in diesem Sinne vorzubereiten, — in dem Sinne, daß die Grundbedingung einer glücklichen Ehe die Wahl des Ehepartners mit der Absicht einer Harmonisierung in leiblicher und geistiger Hinsicht ist. — Es handelt sich also hier nicht um eine Eheberatung zu einer Zeit, wenn schon eine bestimmte Wahl in Frage steht, sondern um eine Beratung in einem früheren Zeitpunkt, für eine spätere, einmal mögliche Ehe, also zu einer Zeit, wo die jungen Leute noch gar nicht daran denken zu wählen.

Im Folgenden wird der Wunsch oder die Forderung aufgestellt, entsprechende Pflichtkurse für Vererbungslehre und Rassenpflege zu schaffen; die soeben gewünschte Beratung gehört als erstes in den Rahmen des zu behandelnden Stoffes.

*

Die zweite Aufgabe der Erziehung ist, dem Menschen die sittliche Bedeutung der Rassenfrage so klar zu machen, daß sie auch aus diesem Grunde in dieser Frage die Lebensfrage, die Bestimmung des Menschen erkennen! Diese Aufgabe ist also eigentlich nur eine Sonderaufgabe der ersten.

Rassenproblem und Sittlichkeit! — So manchem heutigen Menschen ist diese Gedankenverbindung noch unverständlich. Die Menschen sind überhaupt nicht überzeugt, daß Sittlichkeit, — ich meine Sittlichkeit im weitesten Sinne des Wortes — gar so etwas Wichtiges sei. Sie tun zwar oft so, als ob sie Wert auf Sittlichkeit legten, — handeln aber ganz anders. — Noch weniger aber sind sie überzeugt, daß die Rassenpflege aus sittlichen Gründen dem Leben Inhalt zu geben imstande sein soll.

Und doch, — wir haben nur verlernt, in diesem Sinne zu erziehen und zu leben. Alle nur irgendwie hochstehenden Völker wurden nicht nur bewegt, sondern erfüllt und beherrscht von diesem Grundproblem, dessen Achtung und Wahrung eine Grundlage für jeglichen Aufstieg überhaupt ist, dessen Mißachtung den Niedergang und die Zersetzung bedeutet.

Rom war unter seinen Gründern und deren Nachfolgern bis etwa nach den punischen Kriegen ein gewaltiger, auf sittlichen Grundsätzen fußender Rechtsstaat. Es sank immer mehr mit dem Aufgeben der Reinlichkeit in diesen Belangen. Die Patrizier schränkten die Geburtenzahl ein, das Proletariat — Nachkommenvölk — legte sich solche Beschränkung nicht auf, Slaven aus minderwertigen Völkern bekamen die Freiheit und die Übermacht, — letztere auch durch Vermischung mit Patrizierblut, — die Masse herrschte schließlich und kannte nur den ausdringlichen Ruf: „Panem et Circenses!“ — Rassenmischung, Schlemmerei und Vergnügungssucht gruben dem römischen Reiche das Grab.

Welche bewundernswerte Höhe dagegen verschafften die leider ganz unbekannt gebliebenen germanischen Führer und Gesetzgeber ihren Völkern, indem sie das Familien- und Sittenleben dieser Völker in Fesseln schlugen, die Rassenteinsicht bedeuten! — Fesseln, welche der Römer Tacitus mit sorgenvollem Seitenblick auf seine entartende und entartete Umgebung in die mächtigen Worte faßt: „Die preisgegebene Jungfräulichkeit findet keine Verzeihung; nicht Schönheit, nicht Jugend, nicht Reichtum gewinnt ihr einen Mann! — Und von der Eltern Vollkraft geben die Kinder Zeugnis!“ — (Germania XIX.)

Und überall sehen wir die aus diesen Tatsachen folgenden Lehren im guten und schlechten Sinne bestätigt, ob wir nun den Blick auf die Chinesen hinwenden, oder auf die Juden, oder die Inder — oder auf unsere nächste Umgebung.

Diese Hinweise genügen wohl, um zu erkennen, daß das Rassenproblem mehr als nur ein wissenschaftlich-anthropologisches oder nur ein medizinisches ist und daß wir nur verlernt haben, es als ein in höchstem Maße sittliches zu erkennen.

Leider wird heute noch die Antwort meist nur Schweigen sein, wenn wir die Gewissensfrage stellen: „Welcher Vater, welcher Religions- oder anderer Lehrer spricht seinen Söhnen, Töchtern oder Schülern überhaupt und wer eindringlich genug von deren zukünftigen Kindern?“ —

*

Die dritte Aufgabe ist, die Menschen zur Gewissenhaftigkeit zu führen. Wenn nun auch die sittliche Bedeutung der Frage erkannt wurde, so ist der Weg, dem Rechnung zu tragen und nach diesen Forderungen gewissenhaft zu leben, noch ein weiter.

Die Gewissenhaftigkeit spielt im Leben eine recht unsichere Rolle. — Materiellen Gütern, wie dem Eigentum gegenüber, sind wir schon streng; unter den ideellen Gütern wollen wir unsere Ehre meist auch nicht antasten lassen; aber z. B. das Religionsbekenntnis steht oft schon nur mehr in irgend einem Dokument

und die Sprache, die Nationalität? — Unsere deutsche Sprache wissen wir zu schätzen und wir rühmen uns, Deutsche zu sein; — aber ob dies die deutsche Sprache ist oder die deutsche Art, die Abstammung, die uns zu Deutschen macht, und die wir zu pflegen hätten, ist wohl zu unterscheiden.

Aber selbst in einem Stück, dem die höchste Bedeutung zukommt, vergaßen die Menschen unserer Zeit eigentlich jede Gewissenhaftigkeit: in der Rassenfrage, welche die Menschen mit höchster Gewissenhaftigkeit behandeln müssten!

Seelische Eigenart, sowie kulturelle, wirtschaftliche und alle sonstige Befähigung werden durch das „Blut“, also durch das biologische Erbgut, bestimmt, — durch die Rasse. — Diese ist das Unentzündbare, das einem Menschen mitgegeben ist, das ihm den Stempel ausdrückt, der ihn im wesentlichen zu dem macht, was er ist, und das ihn veranlaßt, aufzubauen, nie derzureichen oder die Hände in den Schoß zu legen.

Manche Rassen sind in einzelnen Punkten auf höchster Stufe angelangt und natürlich auch dazu erzogen worden. Die Möglichkeit aber dieser Erziehung mußte stets die rassische Befähigung und „Erbanlage“ zur Voraussetzung haben.

Jedenfalls finden wir allgemeine Durchbildung in besonderen Belangen nur in rassisches hochstehenden, d. h. einheitlichen, harmonischen Völkern. Sobald aber einmal Mischungen eintreten, sinkt die allgemeine Ebene, wie wir auf jedem Blatte der Geschichte bis auf den heutigen Tag bestätigt finden können.

Bemerkenswert ist es da zunächst gewiß auch, daß von dem Extrem der Reinzucht, — der Inzucht — und deren möglichen und nicht einmal sicherer Schäden, wie leiblicher und in der Folge geistiger Entartung, jeder weiß und sogar das Gesetz dagegen Stellung nimmt. Aber in den Herrschergeschlechtern alter Völker (z. B. bei den Ptolemäern, den Inkas), wurden die Herrscher durch Jahrhunderte aus Geschwisterehen gestellt. — Und trotz dieser Erfahrung haben wir gegen Inzucht Gesetze! — Gegen die viel gefährlichere Mischung aber oder gegen gänzliche Nichtbeachtung alles dessen, was Zucht und Aufzucht von Menschen angebt, gibt es keinen Einspruch auch wenn es sich um Vereinigung eines der widersprechendsten Ehemänner handelt! Und hat jedes Rassegefühles nicht das nordische Mädchen nur zu oft dem Südländer hin. Trotzdem man weiß, daß Mulatten und Mestizen sich niemals eines guten Rufes erfreuen, wird die Gefahr, die mit der Mischung unharmonischer Menschen verbunden ist, unbeachtet gelassen, ja sogar geleugnet. Und das Gefühl für diese Gefahr erlosch schließlich ganz, was man begreifen kann, da wir leider fast alle bereits mehr oder weniger Mischlinge sind.

Es ist nun höchste Zeit, in einem der wichtigsten, ja dem wichtigsten Punkte im Leben der Menschen wieder die Augen zu öffnen, in dem Punkte, dessen Wichtigkeit nur wenigen noch auffällt, weil durch Mischungen, durch Verschiebungen in der Rassenzugehörigkeit hervorgerufene Wandlungen im Völkerleben sich nur langsam im Laufe von Jahrhunderten vollziehen, — also unmerklich für den Einzelnen, der immer in seine Zeit hineinwächst.

Aber schon der Ruf der alten Leute ein und derselben Zeit nach der „guten, alten“ Zeit, ist wenigstens in dieser Hinsicht beachtenswert.

Oder stellen wir uns vor, daß etwa ein Zeitgenosse des Perikles aus der Glanzzeit Griechenlands sich damals zu einem langen Schlaf niedergelegt hätte und heute erwachen würde, — hätte er nicht alles Recht, von seiner alten, guten Zeit zu sprechen, und zwar nicht bloß im Hinblick auf die verfallenen Tempel und

Bildwerke, sondern auch mit Rücksicht auf jene levantinischen Mischlinge, die jetzt das Land bevölkern und nicht gerade den besten Ruf genießen? —

Und in Italien ist es nicht anders. Der zielbewußte, ebenfalls wie in Griechenland aus dem Norden stammende Stock der Bevölkerung des ursprünglich sparsamisch strengen Rom war auch hier schon nach wenigen Jahrhunderten durch Mischung mit Slaven und südlichen und östlichen Völkern aufgesaugt. In kurzem Glanze flackerte das Licht in der Kaiserzeit nochmals auf, schon einen Talmi-glanz bedeutend; die Renaissance brachte dann infolge des Zustromes germanischen Blutes noch ein zweites Aufflackern, das schließlich in das heutige Dämmerlicht überging, das — dem blauen Himmel Italiens und dem heutigen Siegestaumel seines Volkes zum Trotz — Ruinen beleuchtet.

Jedenfalls, — der Blick auf Land und Stadt von einst und jetzt stellt die Frage: „Woher der Wandel?“ — Der Blick aufs Volk von einst und jetzt gibt die Antwort. —

Auch die Bevölkerung meiner Heimat Österreich, wo zu Beginn historischer Zeiten germanische Stämme siedelten und über welche dann Kelten, Illyrer, Römer, Römermischlinge und natürlich auch römische Slaven aus aller Welt, dann Wenden, Hunnen, Türken usw. hinwegfluteten und sich auch vielfach einnisteten, diese Bevölkerung muß an Rasseneinheit viel zu wünschen übrig lassen.

Wir sehen rings um uns allerdings große Fortschritte in der Zivilisation, aber es ist wohl sicher, daß das in vieler Hinsicht nur Verfeinerung der Lebensansprüche, Verfeinertung und Unaufdringlichkeit, — also auch Talmi und Rück-schritt gegenüber alter Rechtlichkeit und Strenge und Graubheit bedeutet. Als letzten Grund für diesen Rückschritt können wir zweifellos die Mischung aller mit allen denen erblicken, die da unser Land bewohnten oder es besuchten. Alle exakten Beobachtungen bezüglich des Erbganges beim Menschen beweisen, daß bei Mischungen die schwächeren und niedrigeren Eigenschaften zu-meist das Über gewicht bekommen.

Mendels Gesetz wird dadurch nicht gestützt. Die Erbanlagen werden natürliche gesetzmäßig vererbt, aber es treffen zueinander nicht passende Eigenschaften zusammen, es entstehen Disharmonien. Dazu kommt, daß der Mensch der einen Seite, der Reinrassige, die Disharmonie der anderen Seite, des Mischlings fühlt und sie ablebt, und dies drängt vielfach den Disharmonischen auf eine abwärtsgerichtete Bahn und zur Entwicklung seiner niederen Erbanlagen, — wobei es sich hauptsächlich um die geistigen handelt. —

Während früher der Niedergang durch Zuflug aus noch vorhandenen frischen und vollwertigen Völkerschaften immer noch aufgehalten wurde, wird dies bald nicht mehr der Fall sein können. In ähnlicher Weise „regeneriert“ heute noch immer die Landbevölkerung die der Städte. Es ist erwiesen, daß in der Regel eine in einer Großstadt bodenständige Familie sich durch kaum drei Generationen erhält, wenn sie nicht durch Einheirat vom Lande aufgerichtet wird.

Aber auch die Landbevölkerung „verstädtert“ heutzutage immer mehr. Und so besteht die Gefahr, daß in 500 Jahren spätestens einsichtige Menschen auf dem Boden unserer Länder auf eine gute, alte Zeit zurückblicken werden, mit dem erdrückenden Bewußtsein, „hier gibt es keine Rettung mehr!“ — Es gibt dann kein Volk mehr zum Auffrischen des Blutes. —

Dies Urteil wird gefällt werden müssen, vorausgesetzt, daß sich kein Volk früher aufruft und nirgends die Erkenntnis dämmt, daß es noch eine Rettung

gibt. Und diese liegt nach der Vermischung in „Entmischung“ und bewusster Rassenzucht! —

Sonst führt der Weg unaufhaltlich zum Rassentierstand und damit zum wirtschaftlichen, staatsbürgerlichen und sittlichen Zusammenbrüche.

Dieses Bewußtsein muß in den Menschen wieder geweckt, muß nötigenfalls erzwungen werden, wie es offenbar bei unseren Ahnen erzwungen wurde.

Das Christentum bezeichnet als Sünden wider den heiligen Geist jene, welche nicht aus Schwäche oder Mangel an Willenskraft begangen werden, sondern bewußt, — der besseren Erkenntnis zum Trotz! — Solche Sünden können nach christlicher Ansicht auf keine Weise gesühnt werden oder Verzeihung finden, — sie führen unentzinnbar ins Verderben. — Es empfiehlt sich, diese Ansicht uneingeschränkt auf die Rassenfrage anzuwenden und für wahr zu halten.

Dessen müssen wir uns natürlich bewußt werden, daß das, was Jahrhunderte zerstört, nicht eine Generation gut machen kann. Und darin liegt die Schwierigkeit der Aufgabe. Das Bewußtsein dessen, was wir sollen, müssen wir, nachdem wir es klar erkannt haben, uns selbst eingrabten, unsern Kindern anerziehen und auf Kinder und Kindeskinde vererben — und schon das stete Wollen wird den Lauf zum Ziele beschleunigen. Daß das Ziel in so weiter Ferne liegt, darf uns nicht kleinmütig machen.

Wer da aber sagt: „Nach mir die Sintflut! Wozu soll ich entbehren? Es ist doch alles umsonst! Ich will meinen inneren Trieben leben, meine „Individualität“ muß sich ausleben!“ — den müssen wir aufgeben, der kann mit unserer Aufgabe nichts gemein haben, — er ist nicht von unserer Rasse — gehört überhaupt keiner an.

Aber auch hier liegt eine verderbendbringende Spindel, wie in dem deutschen Märchen vom Dornröschen.

Nicht zum Scheiden soll endlich wahrhaft Gleiche zum Gleichen sich finden, sondern, um alle in dem Streben zu vereinen, der Zukunft bestens zu dienen, jeder nach seinen Kräften, jeder in richtiger, mäßiger Selbsteinschätzung — jeder auf seinem Wege das Höchste erstrebend.

*

Damit komme ich zum vierten Punkt.

Ich halte es für das oberste Gesetz jeglicher Erziehung positiv zu arbeiten. — Es ist nicht möglich, niemals Fehler zu beanstanden, zu bekämpfen oder auch zu ahnden, aber im allgemeinen ist das doch negative Arbeit. Alles Erziehen muß überlagert sein von dem Kampfe für das Gute, für den Aufstieg, und muß außerdem darauf gerichtet sein, daß jeder junge Mensch in diesem Sinne sich selbst erzieht. Und dieses positive Arbeiten ist als das fast Ausschließliche im Erziehungsvergang zu fordern, — denn in demselben Maße als wir im Guten, Hohen und Schönen aufsteigen, wird ganz von selbst das Häßliche in den Hintergrund gedrängt. — Anlagen aller Art schlummern in uns aus beiden Ahnenreihen unserer Eltern, — gute und schlechte Anlagen. Entwickeln wir die guten Anlagen, dann werden die schlechten nicht aufkommen können. Und ebenso müssen wir unseren Kindern gegenüber in diesem Sinne wirken und sie lehren und anhalten, nur die guten Anlagen zu entwickeln.

*

Als Fünftes hat die Erziehung die Überzeugung zu schaffen, daß es einen Weg zum harmonischen Menschen gibt, welchen Weg man, wie gesagt, als den

der „Entmischung und Rassenzucht“ bezeichnen könnte. Es muß also gesagt, ausgeführt und bis zur Überzeugung beigebracht werden, daß es einen solchen Weg gibt, daß es der richtige Weg ist. — Die folgenden Ausführungen können auch nur einen Rahmen bieten. Er zeigt durch seine Weite die Größe unserer Pflicht und die der künftigen Geschlechter.

Angesichts der Völkermischung, die wir auf dem Boden Österreichs haben — und es ist fast in ganz Europa nicht besser — dürfte im ersten Momente Ratlosigkeit bestehen, und schon viele mögen sich gefragt haben, wenn sie von dem Auflammen des Rassgedankens hörten, „wie soll das geschehen?“ Und über diese Frage kommt fast niemand hinaus, weil tatsächlich eine Möglichkeit schwer einzusehen ist.

Die heute führenden Staatsmänner nehmen bezüglich der Rassenfrage, wie wir leider erfahren mußten, ohne Ausnahme einen gleichgültigen oder sogar ablehnenden Standpunkt ein. Fast möchte ich hoffen, daß sie es nur der Offenlichkeit gegenüber und aus politischen Rücksichten tun. Andererseits müßten sie sich der Verderblichkeit einer solchen Unaufrichtigkeit bewußt sein. — Vielleicht ist es aber auch zum Teil die Überzeugung: „Aus diesem Menschenmischmasch ist überhaupt nichts mehr herauszuholen!“ — Und darum wird das Kind mit dem Bade ausgegossen und gesagt: „Die Rassentheorie ist als wissenschaftlicher Irrtum zu betrachten!“ —

Es ist tief bedauerlich, daß geradezu dogmatisch solche Worte gesprochen wurden, die den wissenschaftlichen Tatsachen und also der Wahrheit ins Gesicht schlagen. Tief bedauerlich ist es auch, wenn mit wissenschaftlich scheinendem Brustton (zum Teil sogar wider besseres Wissen) Bücher geschrieben werden, und zwar mit Bombenerfolg geschrieben werden, die den Wert der Rasse leugnen oder in unseren Belangen eine klare Einstellung des Verfassers vermissen lassen¹⁾.

¹⁾ Bei aller Werthägung für Spengler muß hier gesagt werden, daß sein bestribt gewordenes Buch „Der Untergang des Abendlandes“ hierher gehört. Unrichtigkeiten können hingenommen werden, wenn sie im guten Glauben geschrieben wurden; sie müssen dann eben eine Richtigstellung erfahren. Widersprüche müssen aber unbedingt abgelehnt werden. Und solche Widersprüche bietet Spengler bedenklicherweise den Gebildeten der Menschheit, zu denen er doch eigentlich nur spricht. Noch bedenklicher ist es aber, daß Tausende dieser Gebildeten diese Widersprüche gläubig hinnehmen.

Es ist klar, daß Spenglers Werk zur Rassenfrage Stellung nehmen muß. Es ist klar, daß nicht alle Leser biologisch gebildet sein können. Aber man sollte annehmen, daß alle diese Gebildeten merken müßten, wie er z. B. im zweiten Band ganz anders schreibt wie im ersten.

Sehr verächtlich schreibt Spengler im 1. Bd. S. 520 von den „Gesundheitslosigkeiten der Rassenhygiene“, welche die Ehe zu einer sexuellen Institution im Hinblicke auf ein physiologisches Ziel macht und „die Menschheit in ein Gestüt“ verwandelt. — Und im 2. Bde. lesen wir staunend Satz wie: „Für den Menschen von Rasse ist der Tod ohne Leben der wahre, der furchtbare Tod, wie die isländischen Sagas so gut als der chinesische Abenteuer lehren. Wer in Söhnen und Enkeln fortlebt, stirbt nicht ganz.“ (Bd. 2, 416.) Oder der feierliche Satz: „— Schöpferisch im Lebendigen, nicht bildend, sondern züchtend, den Typus ganzer Stände und Völker verwandelnd, wirkt nur die große Persönlichkeit, das „es“, die Rasse in ihr, die in ihr gebundene kosmische Kraft“ (Bd. 2, 534). Und etwa von Seite 600 an wird immer wieder die Bedeutung der Rasse hervorgehoben. Einem Gipfelpunkt bedeutet der Satz: „Es handelt sich in der Geschichte um das Leben und immer nur um das Leben, die Rasse, den Triumph des Willens zur Macht und nicht um den Sieg von Wahrheiten, Erfindungen oder Geld.“ (Bd. 2, 638.) Dieser Satz bedarf übrigens auch noch einer Bergliederung. Mit dem „Willen zur Macht“ kommt wohl eine Anlehnung an Nietzsche zum Ausdruck, über dessen Einstellung zur Rassenfrage sich manches

Ist es darum ein Wunder, wenn die Menschen entweder die Bedeutung der Rassenfrage gar nicht kennen oder falsche Vorstellungen bekommen oder sich bilden? — Oder wenn sie glauben: Da ist nichts zu machen. Man kann die Dinge nur gehen lassen, wie sie wollen!

Aber es muß und kann gesagt werden: „Aus diesem Mischmasch von Menschen ist selbst in Österreich noch etwas herauszuholen!“ Wir brauchen ja bloß festzustellen, daß in diesem Mischmasch Männer groß wurden, die wie ehrne Säulen aus dem Rassentheos herausragen, — unbeugsam, furchtlos, tapfer, — moralisch tapfer, wie der Pädagoge Berschensteiner sehr richtig unterscheidet, Menschen, die in weitem Maße irgendein Anlaß, vielfach auch der Krieg ans Tageslicht brachte.

Dies bedenkend werden wir vielleicht schon über die erste Ratlosigkeit hinausgehoben, denn wie viele tüchtige Menschen kommen nicht ans Tageslicht und bleiben der fernstehenden Menschheit verborgen. Und so können wir sicher rechnen, solange es noch vorbildliche Menschen gibt, gibt es die Möglichkeit zu einem Aufstiege, — zur Bildung von „Völkerkimen“ und zur Züchtung des „Edelmenschen“ (vgl. hiezu „Der Völker Werden und Vergehen“ von Prof. Dr. Thomsen, Verlag Voigtländer Leipzig, und „Der Edelmensch und seine Werte“ von Prof. Verwegen).

Und die Wegbereiter sind eifrig an der Arbeit.

In der stillen Gelehrtenstube wurde längst reichlich Material vorbereitet, das bereits die brauchbare Grundlage bilden kann. Und auf diesen Erkenntnissen wird nun allmählich der Bau aufgeführt.

Sicherlich wäre es das Wunschnwerteste, daß dieses Wissen von der Gelehrtenstube über die Lehrkanzel an alle Hochschüler herangebracht würde. Im Jahre 1917 wurde in Schweden an den Hochschulen Vererbungslehre und Rassenbiologie als eigener Prüfungsgegenstand eingeführt, und zwar sowohl für das Kandidat- als für das Lizentiats (Doktor-) Examen.

Auf etwas derartiges können wir bei uns nicht hinweisen, aber die Bewegung schafft sich doch immer mehr Raum. Es bilden sich die Gesellschaften für Rassenspflege, und Zeitschriften und Flugblätter sorgen für Verbreitung.

Es ist ganz überraschend, wie jene Gesellschaften in den verschiedensten Ländern entstanden und sich nun zur Aufgabe machen, das Interesse für die Rasse wachzurufen und den Weg zu suchen, wieder Hochrassen von Menschen aufzuzüchten. Ganz besonders und in weitschauender Weise wurden sich die Amerikaner der Gefahr bewußt, welche die rassisch minderwertigen Einwanderer oder deren Mischlingsnachkommen darstellen²⁾.

Anerkennenswerte sagen ließe. Aber es ist notwendig, namentlich seine Ansichten über den Einfluß des Willens gerade in Rassenfragen auf ein bescheidenes Maß zurückzuschrauben.

In ausführlicher Weise nahm Professor Lenz³⁾ München zu dem Werke Spenglers vom Standpunkte der Rassentheorie Stellung u. zw. im Dezemberheft des Jahres 1928 (17. Bd. 3. Heft) des „Archivs für Rassen- und Gesellschaftsbiologie“ unter dem Titel: „Oswald Spenglers Untergang des Abendlandes im Lichte der Rassenbiologie“. Verlag Lehmann-München; auch Sonderdruck derselbst erhältlich.

²⁾ Erwähnt sei da nur die große Gesellschaft für Rassenschutz („Eugenics Committee of the United States“ unter dem Vorsitz des auch in der Alkoholfrage berühmten Universitätsprofessors Irving Fisher); ferner das Archiv für Rassenschutz (Eugenics record office unter der Führung des Dr. H. H. Laughlin). — Im Dienste der Sache steht die Zeitschrift „Journal of Heredity“, die die Forschungsergebnisse mitteilt. Sie brachte z. B. auch die Ergebnisse von Intelligenzprüfungen, die an fast 100 000 amerikanischen Soldaten

Auf deutschem Gebiete arbeiten z. B. in Berlin die „Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene“ und der „Deutsche Bund für Volksaufzüchtung und Erbkunde“ mit seiner Zeitschrift (Verlag Metzner, Berlin SW 61, Gitschnerstraße 109). Ferner seien erwähnt die österreichischen Gesellschaften für Rassenpflege in Graz, Linz und Wien.

Nach diesen Hinweisen, die auf Vollständigkeit keinerlei Anspruch erheben, sei nur das allen gemeinsame Ziel hervorgehoben, das allen diesen Gesellschaften und Bestrebungen vorschwebt und die Leitsätze derselben bei aller Verschiedenheit im einzelnen überlagert und das Dr. Polland „Blutveredlung“ nennt.

So z. B. seien aus den Leitsätzen der Wiener Gesellschaft für Rassenpflege (Rassenhygiene) folgende Aufgaben angeführt:

Einflussnahme auf die Steuergesetzgebung und Erbsteuerveranlagung, diese unter besonderer Berücksichtigung des ländlichen Besitzes.

Bekämpfung des Neumalthusianismus³⁾ bei Vermeidung einer rein quantitativen Bevölkerungspolitik.

Ausgiebiger Schutz des Familienbandes, Bekämpfung aller Bestrebungen, die auf Lockerung desselben oder auf vorzeitige Trennung von Mutter und Kind abzielen.

Ermöglichung frühzeitigen Eheschlusses für alle Berufe.

Gesetzliche Verpflichtung zur Untersuchung auf Ehetauglichkeit.

Maßnahmen zur Verhinderung der Fortpflanzung krankhafter Veranlagter und Minderwertiger.

Maßnahmen gegen den Mißbrauch der leimverderbenden Rauschs- und Genussgifte.

Anzeigepflicht und Behandlungszwang Geschlechtskranker.

Diese Gesellschaften haben also die Aufgabe, die Bewegung weiterzutragen. Sie stellen zunächst das ausflärende Personal, das die Triebkräfte zur gesetzlichen Regelung dieser Fragen entfachen soll.

Allerdings scheint es mir, daß in diesen Leitsätzen eine Grundlage fehlt, die wohl auch den Aufgaben zu gegebener Zeit wird einverlebt werden. Das Verständnis für die Fragen der Erbgesundheitspflege muß von unten aufgebaut

der sogenannten weißen Rasse vorgenommen werden. Uns interessiert daran: Bei 18 000 Soldaten, die nicht in Amerika geboren waren, erwies sich, daß ein erheblicher Prozentsatz der Engländer, Holländer, Deutschen und Skandinavier über dem Durchschnitt der sogenannten weißen Amerikaner stand; von den Türken, Russen und Griechen zeigten nur wenige eine über dem Durchschnitt gehende Intelligenz; Italiener, Belgier und Polen erwiesen sich fast durchwegs als unter dem amerikanischen Durchschnitt stehend. — Die Untersuchung von 18 000 Negern ergab, daß sie bezüglich ihrer durchschnittlichen Intelligenz in der Mitte zwischen einem normalen weißen Knaben von 7 Jahren und dem Niveau der weißen Mannschaften stehen. Was ihnen vor allem fehlt, ist die eigene Initiative, die Fähigkeit zur Führung, das richtige Gefühl für Verantwortlichkeit und Zuverlässigkeit.

Diesen Strömungen entstammen die Werke von Madison Grant, Stoddard, Henry Ford.

Dem Wirken und Arbeiten der Gesellschaften ist es zuzuschreiben, daß in Amerika bereits Verbrecher, Minderwertige und Belastete sterilisiert werden.

³⁾ Malthus, Thomas Robert, engl. Nationalökonom, 14. Sept. 1766—29. Dez. 1834; studierte in Cambridge Theologie und erhielt hier eine Lehrstelle; seit 1805 Professor der Geschichte und politischen Ökonomie an dem Kollegium der östlichen Kompanie in Haileybury. Sein bekanntestes Werk ist „Essay on the Principles of Population“ mit dem Satz: Die Bevölkerung hat die Tendenz, sich rascher zu vermehren als die zur Erhaltung nötige Nahrung“. Folgerung: Beschränkung der Kinderzahl wird empfohlen.

werden. Eine gesetzliche Regelung wäre nach meiner Meinung zuerst anzustreben, und zwar die Einführung eines obligaten Rassenunterrichtes und eines Unterrichtes in Erbgesundheitspflege nicht nur für den Hoch- und Mittelschüler, sondern auch für den Bürger- und Volkschüler in späteren Pflichtkursen⁴⁾.

Denn wir brauchen die Jugend.

Die Jugend kennt philistrische Bedenken nicht und packt frisch zu und bemächtigt sich guter Ideen mit Feuerfester. Freilich weiß man auch, die Begeisterung der Jugend ist oft Strohfeuer, — es folgt gar oft die Tat, die nicht dem Ziele nähert, ja im Gegenteile. — Doch in diesem Punkte ist das Wollen an und für sich sicher von Bedeutung, — der Gedanke, wenigstens gewollt zu haben, ist schon Kraft und wirkt in spätere Zeiten, taucht von neuem mit erneuter oft mächtigerer Stärke wieder auf und wirkt dann wie ein Strom, der von allen Seiten weitere Kräfte auf sich heranzieht.

Jenen Unterricht an den Mittelschulen (Gymnasien u. dgl.) unterzubringen, ist sicher leicht; den Zeitpunkt, wann Aufmerksamkeit und Verständnis erwachen, wird bald die Erfahrung lehren. Und die Zeit zu finden, das ist ein „Muß“, weil eben der Gegenstand „Erbgesundheitspflege“ an die erste Stelle im Lehrplan gehobt. Dass er bis heute überhaupt fehlt, kennzeichnet unsere bisherige Einstellung. Und was wegen dieses Gegenstandes bei anderen Gegenständen beschnitten werden muss, ist bestimmt weniger wichtig.

Bezüglich des heutigen Zustandes sei nur festgelegt, dass in der Unterstufe der Mittelschule vielleicht in der Geographie die berühmte „weiße“ und die übrigen Rassen mit ihren schönen Farben erwähnt werden, und dass in der Naturgeschichte überhaupt nur von den Tieren bis hinunter zum Grottenolm und Tausendfüßler gesprochen wird; — vom Menschen gar nicht! In der Oberstufe nennt man die Lehre vom Menschen Somatologie — Leibeslehre —, wo also nur das Einzelwesen in seinem inneren Aufbau in Betracht gezogen wird, — ohne Vergleich mit dem anderen. Hier ist der Punkt, wo Rassenkunde abgeschlossen werden muss, und zwar nicht nur physiologische, sondern auch psychologische und ethische. — Es wird nicht leicht sein, dies zu erkämpfen; aber es röhrt sich an allen Ecken und Enden und mit Genugtuung kann man dies feststellen, — namentlich deswegen, weil zu Beginn des Jahrhunderts diesen Fragen gegenüber ringsum nur Gleichgültigkeit zu bemerken war. Das hat sich bereits stark geändert und Männer und Frauen verlangen in großer Zahl nach Büchern, welche Vererbungs- und Rassenfragen behandeln.

Und die Hochschüler! — Trotz ihrer Mittelschulkenntnisse werden sie es begrüßen, wenigstens in einem Jahre ihrer Hochschulstudien eine Vorlesung zu hören, welche ihnen das Neue in dem weiten Gebiete vorbringt. Noch richtiger wäre es, das Beispiel Schwedens nachzuahmen und auszubauen.

Das Nächste, was nebenher gehen und der Bewegung Raum schaffen müsste, wäre eine Aufklärung der diesem Alter schon Entwachsenen durch dazu geeignete Zeitungen, Flugschriften und Vorträge, wodurch angestrebt würde, dass Verheiratete im Sinne einer Rassenzucht die künftige Frau oder den Mann wählen und dass Verheiratete ihre Kinder in diesem Sinne beeinflussen.

⁴⁾ Die Leitsätze der „Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene“ stellen solche Forderungen für Hoch- und Mittelschüler auf (Pt. 37 und 38). — Desgl. bei Prof. Lenz: „Grundzüge der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene“, 2. Aufl. Bd. 2, S. 251.

Wir müssen festhalten, daß in vielen von uns alle möglichen Rassenbestände mehr oder weniger schlummern, — ererbt von unseren Vorfahren. Und in der einen oder anderen Richtung kann durch bewußte Weiterzucht eine bestimmte Rasse „herausgemendelt“ werden. Es wird natürlich am wenigsten rasant sein, jene Richtung zu wählen, der man selbst vermöge des Typus und der Artung am nächsten steht. Es wird auch dies auf Generationen hinaus noch zu Unstimmigkeiten führen, aber damit müssen wir uns abfinden, daß — wie schon gesagt — eine Aufzucht nicht auf einmal möglich ist und daß wir vieles noch künftigen Generationen überlassen müssen.

Immer wieder sei es gesagt, das Wollen zum Tüchtigen, das Wollen zu überhaupt in einer Richtung vollwertigen Kindern, das stete Umsetzen des Bewußtseins der ganzen Verantwortlichkeit für dieselben in die Tat, — dies Alles kann und muß ersprießlich wirken und wird jene Bestiedigung schaffen, welche ein gutes Gewissen gibt.

Dann werden auch die Kinder nicht vorwurschvoll auf ihre Ahnen blicken, sondern anerkennen, daß sie Glieder einer großen Reihe sind, die alle nach dem „hohen, Erhabenen, nach der Vollendung streben, — und was vollendet ist, ist auch zweckmäßig! — Und „das Schöne ist das Symbol des Guten“, sagt Kant.

Besprechungen.

Frauen jenseits der Ozeane, unter Mitwirkung führender Zeitgenossen aus jenen Ländern herauugegeben von Margarete Driesch. Verlag Niels Kampmann. Heidelberg (1927). Geb. M. 9.50. Geb. M. 11.—.

Es war ein guter Gedanke der Herausgeberin, den Versuch zu machen, dem Europäer (und der Europäerin) dadurch einen tiefen Blick in die Eigenart und kulturelle Stellung der Frauen anderer Rassen und Zivilisationen zu vermitteln, daß sie Eingeborene und mit den Verhältnissen vertraute in den betreffenden Ländern lebende Europäer zur Berichterstattung aufforderte. Man ist dadurch in der Lage, ein verhältnismäßig objektives Urteil zu gewinnen, zumal die Herausgeberin jedem Autor völlig freie Hand gelassen hat, so daß in manchen Dingen sogar Ansicht gegen Ansicht steht.

Besonders interessant sind die Berichte der Eingeborenen über ihre Landtmänninnen, zumal da, wo sie sichlich bestrebt sind, ein Idealbild der Frauen zu geben, sie so zu schildern, wie sie der Volksmeinung nach sein sollten. Wir erfahren da, daß man in Indien, China und Japan als Haupttugenden der Frauen fordert, daß sie gute Töchter, gute Ehefrauen und gute Mütter sind; man verlangt also Eigenschaften, die biologisch und für die Fortpflanzung und Gesundheit des Volkes notwendig sind. Die in Asien sich findende Unterordnung der Frau, ihre Abgeschlossenheit von der Außenwelt, ihre Abhängigkeit vom Mann werden interessanterweise nicht nur von den meisten hier zu Worte kommenden eingeborenen Autoren als den Verhältnissen und der Natur der asiatischen Frauen durchaus angemessen bezeichnet, auch die europäischen Kennerinnen der Verhältnisse finden die juristisch „untergeordnete“ Stellung der Frau durchaus am Platze! So schreibt Frau Dr. Berliner, es „ist nur zu wünschen, daß die Japanerinnen noch früh genug einsehen, daß europäisch-amerikanische Verhältnisse“ (in der Stellung der Frau in der Ehe) „ein Ziel sind, dem man blind nachreisen darf. Während wir in Europa bereits einsiehen, daß das Streben der vorigen Generation verkehrt war, daß ein Eheleben nicht ohne ein über den persönlichen Egoismus hinausgehendes Ideal möglich ist, und daß eine japanische Ehe alter Form oft höheren Wert besitzt als die moderne Ehe Europas, so ist die Japanerin in Gefahr, alle unsere Fehler nachzuahmen. Heute besitzt die Japanerin, auch die modernste, noch die Überlegenheit, die in der freiwilligen Unterwerfung liegt; möge es ihr gelingen, dieses kostbare Kulturgut des Fernen Ostens in die Neuzeit hinzubretzen“ (S. 156). Und Alexandra von Herder-Grantham, eine außerordentlich weit gereiste, weltgewandte, im Urteil sehr vorsichtige Frau, schreibt über die Chinesin: „folgte

sie still den Vorherrschen des Geborsams und der Sanftmut, die ihr so sorgfältig eingesprägt waren, daß sie ihr selbstverständlich geworden, so waren ihre Glücksschancen so groß wie die ihrer selbständigen Schwestern in Europa und Amerika. Vielleicht waren sogar ihre Chancen, ein friedliches, nützliches Leben zu führen, größer" (S. 98).

Es finden sich in derartigen Ausführungen Andeutungen der biologischen Erkenntnis, daß man an Einrichtungen eines gesunden Volkes, die sich in Jahrtausenden entwickelt und den Gesamtorganismus gesund erhalten haben, ohne Schaden nicht rütteln darf, selbst wenn diese Einrichtungen aus irgendwelchen theoretischen Gründen unrichtig zu sein scheinen.

Ein völlig anderes Urteil findet sich in dem vorliegenden Werk nur bei dem Chinesen Chan Wan, Mitglied der Kuomintang-Partei; in seinem auch sonst aus dem Rahmen des Buches fallenden Beitrag, der nichts anderes ist, als ein reichlich mit sozialistischen Schlagwörtern gewürzter politischer Propagandaartikel für die Kuomintang, spricht er von der „Sklaverei“ der Frau, von „größten Demütigungen“, fordert den „Kampf für die Freiheit der chinesischen Frau“ und die Anerkennung „der Gleichheit der Geschlechter“ (sic!).

Nicht nur infolge der Tätigkeit der Kuomintang, also nicht nur in großen Teilen Chinas, sondern auch in Japan, Indien, selbst in Afghanistan wird die Frage nach der Stellung der Frau immer akuter: aus den Beiträgen ergibt sich die außerordentlich interessante Tatsache, daß die „westliche Zivilisation“ mit ungeheurer und zerschreitender Schnelligkeit eindringt; die Verhältnisse haben sich vielfach bereits viel stärker verändert, als in weiten Kreisen Europas bekannt ist. Mit der „europäischen Zivilisation“ sind auch revolutionäre, sozialistische Ideen eingedrungen, und außerdem beginnt vielfach die Industrialisierung, die schon erhebliche Teile der Frauenwelt in die Fabriken drängt; so besonders in Japan. Es hat sich stellenweise bereits ein auch sittlich hohes weibliches „Proletariat“ gebildet. Die größte „Freiheit“ der Frauen hat nicht nur in den Küstenstädten Japans und Chinas, sondern stellenweise sogar in Indien (also im typischen „Kastenstaat“!) das „moderne“ und ausgeprobte Leben an geschaffen, und in Japan beginnt bereits eine eifige Agitation zur bewußten Einsichtnahme der Kinderzahl! Eine Tatsache, die besonders bei uns Interesse erwecken muß, die wir den traurigen Ruhm haben, als Folge unserer jüngsten Versailles-Arbeitsklaverei die verhältnismäßig niedrigste Geburtenzahl Europas erreicht zu haben.

Auch in Afien zeigen sich also bereits unter dem Einfluß „moderner“ und „sozialistischer“ Ideen höchst verhängnisvolle und krankhafte Fortsetzungsercheinungen, deren Folgen gut nicht abzusehen sind und von uns scharf im Auge behalten werden sollten.

China und Japan stehen in dem Buche durchaus im Vordergrunde; über China haben zwei Chinesen (Jhau yi Chan und Chan Wan) und zwei europäische Frauen (Alexander von Herder-Grantham und Margaret Drisch) geschrieben, über Japan nicht weniger als 6 Japaner, (Genzaburo Hiroe, Prof. Dr. jur. Katsu Abiko, Dr. jur. Mamoru Horii, Prof. Katsuo Saito, Ken Hachizume und Prof. Shuzui), eine Japanerin (Matsu Miyake) und eine Europäerin (Dr. phil. Anna Becler). Von sonstigen asiatischen Ländern sind nur noch Indien (durch zwei Inden: Krishnai Ihavari und A. P. Sunavala) und Afghanistan (durch die deutsche in Kabul beamtete Ärztin Dr. med. Charlotte Lehn) behandelt; Afghanistan hat bei seiner Abgeschlossenheit naturgemäß noch verhältnismäßig wenig von „modernen“ Ideen zu spüren bekommen, nur bei der Städterin zeigen sich auch schon Ansätze.

Einen breiten Raum nebenan die Schilderungen nordamerikanischer Verhältnisse ein; Emma Wold behandelt in überaus warmherziger Weise die außerordentlichen Verdienste der Frauen als Siedler bei der Urbarmachung und Gewinnung des Landes, Prof. Dr. William Ellery Leonard schildert in „Amerikanische Hausfrauen“ in launiger Weise den Mangel an Dienstboten und seine Folgen für Haushalt und Familienleben, wobei leider nicht erwähnt wird, daß die außerordentlich geringe Kinderzahl und damit das regelrechte und schnelle Aussterben der rassisch guten, siedrenden Schichten der Vereinigten Staaten in erheblichem Grade mit diesen Dingen zusammenhängen.

Prof. Anne Martin schreibt über amerikanische Frauen in der Politik, sie erwähnt die ihrer Meinung nach bisher recht geringen Erfolge der Amerikanerinnen auf dem Wege zum „feministischen Endziel“, die sie hauptsächlich auf zwei Ursachen zurückführt, erstens darauf, daß in einem demokratischen Staate gebildet die Frauen in der Politik durch die Männer stärker beiseite gedrängt würden, als in monarchisch-aristokratischen Staaten (eine Bemerkung, deren Richtigkeit von Frau Drisch in einer ziemlich ausführlichen Fußnote zu bestreiten versucht wird), zweitens auf die Tatsache, daß die beiden größten amerikanischen Frauenorganisationen in wichtigen Fragen, wie im Schutz der Frauenarbeit, genau

das Entgegengesetzte wollen und sich aufs schärfste bekämpfen. „Die Theorie des demokratischen Amerika: „alle Männer (und Frauen) sind gleich geschaffen“, kurz: „ich lauge so viel wie du“, scheint als zerstörende Kraft zu wirken.“ (S. 239). Für den Biologen ist das keine Überraschung. Ihr Aufsatz zeigt übrigens, ebenso wie der der Rechtsanwältin Burnita Shelton Matthews („Über die arbeitenden Frauen in den Vereinigten Staaten“) und der von Adele Schreiber („Etwas von amerikanischen Frauen im sozialen und öffentlichen Wirken“) eine deutliche frauenechtlerische Einstellung; Adele Schreiber ist außerdem Pazifistin und begrüßt auch die Bestrebungen zur „Überbrückung der Rassengegensätze“ zwischen Weiß und Schwarz in Amerika. Ob sie das Mischattentum als Ideal ansieht? Endlich berichtet Prof. Dr. Friedrich Bruns, ein Deutschamerikaner, über die „Deutschamerikanerinnen“, überhaupt über seine Volksgenossen; er rühmt die deutschen Leistungen für Amerika besonders in der Kolonisationszeit. Bezuglich der Erhaltung des Deutschamerikanertums tritt er bedauerlicherweise für völlige Einfachmelzung ein; er meint, das deutsche Element könne „in Amerika nur dann geistig eine Rolle spielen, wenn es in dem großen Schmelztiegel mit allen anderen Völkerschäften sich umprägen läßt“. Dem Verfasser fehlt also das Bewußtsein vom Wert von Volk und Rasse, und er sieht nicht, welch großen Verlust die Entnationalisierung der Deutschamerikaner für das deutsche Volk bedeutet, sieht nicht die Gefahr, daß die Auslandsdeutschen bei „Einfachmelzung“ zum Kulturdünger hinab sinken und schließlich in ihrem Nachkommen zu einem gefährlichen Feind des Deutschstums werden können. Es gebietet zur Selbsterhaltungspflicht des deutschen Volkes, wenn es seine ausgewanderten Brüder und Schwestern sich zu erhalten sucht, zumal in seiner augenblicklichen unerträglichen künstlichen Beschränkung in Grenzen, die für sein Volkstum viel zu eng sind.

Afrika ist nur durch einen Artikel der deutsch-russischen Ärztin Alexandra Dabbert über die Frauen Abessiniens vertreten, in dem die sehr eigenartige und recht selbständige Stellung der dortigen Frauen der gebundenen Stände und deren nicht gerade idealen Eheverhältnisse geschildert werden, wobei auch der Völkerkundler manches Interessante erfährt. Frauen des übrigen Afrika, der pazifischen Inselwelt, Australiens, Mittel- und Südamerikas werden nicht behandelt.

Gerade bei der großen Zahl der Autoren, die z. T. in Europa nicht sehr bekannt sind, empfindet es der Leser angenehm, daß die Herausgeberin in der Einleitung die einzelnen Verfasser vorstellt und alles Wissenswerte über sie sagt.

Die Ausstattung des Buches ist gut; besonders glücklich finde ich, daß fast allen Artikeln das Bild des Verfassers beigegeben ist: man tritt dadurch in eine engere geistige Fühlung mit jedem einzelnen.

O. Reche.

Wilhelm Boudriot: Die altgermanische Religion in der amtlichen kirchlichen Literatur des Abendlandes vom 5.—11. Jahrhundert (Unterfuch. z. allg. Rel.-Gesch., hrsg. v. Carl Clemen, Heft 2). 79 S. Bonn 1928, Verlag Ludwig Röhrcheid. Preis: RM. 6.50.

Der Verfasser hat eine sehr wertvolle Arbeit geliefert, die für jede weitere Beschäftigung mit allen sein Thema berührenden Fragen unentbehrlich ist. Er betont in der Einleitung die allgemeine Abhängigkeit eines großen Teiles der einschlägigen Quellen (Predigten, Bughächer, Detretalienfassungen u. a.) von Cäsiarius von Arles (409—542), dessen zum Teil verlorene Predigten als Vorbilder für Martin von Bracara, Petrus, Habbanus Maurus, Burchard von Worms u. a. noch von gedrehter Bedeutung gewesen sind, als bisher angenommen wurde. So ist zweifellos ein Verdienst, daß Stück für Stück unter den einzelnen Beiträgen (z. B. „Elemente“; „die Toten“; „Belehrung höherer Mägde“) kritisch gesichtet wird, welche Zeugnisse der kirchlichen

Literatur überhaupt Quellenwert für die germanischen Verhältnisse besitzen; lange sind eine Anzahl auf antikes Heidentum abzielender Bestimmungen mißverständlich für die Erkenntnis der religiösen Vorstellungen unserer Vorfahren ausgewertet worden. So z. B. hat es den Anschein, daß Herrn Spatz 1908 nächtlicher Ruf „vincit luna“ im 18. Kapitel von Scheffels Etelhard heute nicht mehr unbedenklich in eine altdeutsche Geschichte eingesetzt werden könnte (vgl. Boudriot S. 37). Ob allerdings jede der hier vorgenommenen Ausscheidungen sich als stichhaltig erweisen wird, kann erst ein genauer Vergleich mit anderen (z. B. nordgermanischen und volkstümlichen) Quellen ergeben. Vielleicht zieht Boudriot zu wenig in Betracht, daß z. B. der Kompilator eines Bughächers eine auf fremde (antike) Verhältnisse gerichtete Weisung oder Wendung entlehnt haben kann, weil sie ihm auf eine heimische Sitte oder Unsitte zu passen schien. So ist in dem deutschen Bughächer, das als 19. Buch in das Dekret Burchards von Worms († 1025) Aufnahme fand, zweimal

von „Parzen“ die Rede, was Boudriot wohl unbedenklich in den Bereich der Antike verwiesen hätte, wäre nicht an einer Stelle dieses „Parzen“ zugeschrieben, daß sie dem Neugeborenen Werwolfkräfte verleihen könnten. Dies legt nahe, auch bei der anderen Erwähnung der „parcas“ in erster Linie an germanische Vorstellungen zu denken; wie kennen die weitverbreitete Sage von den drei schenkenden Gedulden, und hierzu würde eine Speisung der günstig zu stimmenden Geister einigermaßen passen.

Es wäre zu wünschen, daß eine ähnliche Sammlung die wertvollen, gleichfalls kritisch zu sichtenden Quellenzeugnisse aus dem Bereich der frühmittelalterlichen erzählenden Literatur vereinigte; als Beispiel sei nur die Hauberfrau aus der Lebensbeschreibung des heiligen Korbinian genannt. Eine Quellengattung hätte allerdings schon bei Boudriot Berücksichtigung finden sollen; wenn „durch die Kirche veranlaßte Herrschergezege“ — mit Recht! — eingereiht würden, so war auch die Aufnahme vollrechtlicher Bestimmungen ähnlicher Herkunft geboten. Ist doch z. B. in der Lex Baiuvariorum das Verbot des Ernteaubters (Tit. XIII, 2) und die Stellungnahme gegen einen altbairischen Bestattungsbrauch (Tit. XIX, 2) unverkennbar auf kirchliche Veranlassung eingefügt; für die starke Anteilnahme geistlicher Kreise an der Entstehung der Lex sei auf die neuen Untersuchungen von R. Beyerle verwiesen. Doch soll diese Bemerkung unsern Dank für die willkommene kritische Durcharbeit eines für die altgermanische Geistesgeschichte wichtigen Bereiches nicht beeinträchtigen.

H. Teis.

Felix Bouchholz: *Elzas-Lothringen. Ein Heimatbuch.* 300 S., 15 Kunstdrucklagen u. 2 Karten. Verlag: Friedrich Brandstetter, Leipzig, 1925. Preis: Geb. M. 12.—.

Brandstetters „Heimatbücher deutscher Landschaften“ haben bereits früher in „Volk u. Rasse“ rühmende Erwähnung gefunden. Der neue Band der Sammlung ist einem deutschen Lande gewidmet, das seit 10 Jahren wiederum dem Reichsverbande entrissen ist. Wie deutsch es aber, den französischen Teil Lothringens abgerechnet, in seinem Wesen ist, zeigt das vorliegende Buch, in dem eine sachkundige Hand eine Fülle wertvollen Gutes vereinigt hat. Wie in den älteren Bänden, ist eine Menge kleiner Aufsätze, Gedichte, Auszüge aus größeren Werken zusammengefügt, die hier nach den Unterabschnitten „Land“, „Leute“, „Geschichte“, „Kulturgeschichte“, „Religiöses Leben“, „Bildende Kunst“, „Dichter und Dichtungen“, „Muttersprache“ geordnet sind; die sorgsam

gewählten Kunstdrucke und der übrige eingestreute Buchschmuck sind dem Ganzen geschickt eingefügt. Das Buch führt in knappster Form Gestalten und Bilder aus der reichen mehr denn tausendjährigen deutschen Geschichte des Landes vorüber und zeigt ohne alle ausdringliche Nachdrücke seine enge Verwobenheit mit der Entwicklung und den Schicksalen des ganzen Volkes. Deutschland braucht keine Tendenzschrift, um die deutsche Art dieses Landes zu erweisen. Leider zeigt die Geschichte Elzas-Lothringens nur zu sehr die Schwächen des deutschen Wesens!

Auf das Buch seien insbesondere alle hingewiesen, die auf dem Gebiete der Volkserziehung tätig sind. Es bietet reichen Stoff zur gelegentlichen Einstreuung im Unterricht und im Vortrag; gerade dafür ist der Aufbau der „Heimatbücher“ aus kleinen Abschnitten sehr geeignet. Erfreulicherweise wird die Dichtung bis in die allerjüngsten Tage berücksichtigt und — was für den Fernstehenden wertvoll ist — besprochen. Für das Recht der deutschen Muttersprache werden zulegt auch französische Zeugen ins Feld geführt. Möge das wohlgelungene Heimatbuch links und rechts des Rheins zum besseren Verständnis des Elzas-Lothringen-Deutschlands beitragen und zu seiner Pflege mahnen.

H. Teis.

Wilhelm Capelle, *Die Germanen im Frühling der Geschichte.* 64 S., 1 Titelbild, 1 Karte. Leipzig 1925. Dietrichsche Verlagsbuchhandlung. Geb. M. 3.25; geb. geb. M. 4.50.

Erfreulicherweise ist nunmehr ein Heft der lebenswerten Schriftenserie „Das Erbe der Alten“ dem ersten großen Zusammenstoß eines Germanenvolkes mit der Mitteleuropäerwelt gewidmet worden, von dem wir aussäublich geschichtliche Nachrichten besitzen: dem Kimbernzug. Der Verfasser erzählt feinfühlend von der ersten Beschäftigung deutscher Humanisten, Gelehrten und Dichter mit der germanischen Frühzeit, sodann von der Entwicklung der Berichte über die Germanen auf das Schaffen deutscher Dichter von Alopstok bis Felix Dahn, wozu später gelegentliche beachtenswerte Bemerkungen über Werke der jüngsten deutschen Literatur (Kressens „Otto Babendiek“ und Bloems „Teutonen“) treten. Nach Pytheas und seiner Nordseefahrt im 4. vordchristl. Jahrhundert wird dem Erscheinen der germanischen Skiren und Valkarner an der unteren Donau um die Wende des 3. Jahrh. ein Abschnitt gewidmet, auf den das Bernstück folgt: eine sachkundige, doch nicht minder lebendige und ergreifende Darstellung vom

Zug und vom Ende der Römer und Teutonen. An sie reiht sich eine Erörterung der tieferen Gründe des tragischen Ausgangs, eine Würdigung der vereinzelten späteren Nachrichten über die beiden Völker, sowie der Geschichtsschreiber des Römernzugs, unter denen Poseidonios von Apameia (Syrien) als der Verfasser des wichtigsten, leider verlorenen Quellenwerkes am ausführlichsten behandelt wird. Es ist ein großes Verdienst des Verfassers, den rechten Ton gefunden zu haben, der im Herzen der Leser innere Teilnahme zu wecken vermag. Wegen dieses Vorzugs verdient seine Schrift warme Empfehlung.

H. Zeiß.

Zeitschrift für Marie Andree-Eysen. Beiträge zur Volks- und Völkerkunde. Herausg. v. J. M. Ritz. 142 S., 10 Abb. München 1928. Verlag C. A. Seysried & Co. Preis RM. 6.—

Zu der Ehrung der verdienten Veteranin der deutschen Volkskunde haben eine Reihe ihrer namhaftesten Vertreter knapp gehaltene, aber inhaltsschwere Beiträge beigesteuert. Wie stehen hervor: Die Widmungsworte Adolf Spamer's (Leipzig), welche sich auch mit dem heutigen Stande der Volkskundeforschung beschäftigen; die Beiträge über „Ausgaben der vergleichenden Volkskunde“ von Wilhelm Pfeiffer (Hannover), über Opfergaben von Rudolf Reiß (Berchtesgaden), Julius Leischling (Salzburg) und Joseph Maria Ritz (München), über „Die nordischen Sabelvölker bei Mela und Tacitus“ von Rudolf Much (Wien), über „Deutsche Märchen bei den Malaien“ von Friederich von der Leyen (Köln) und über „Volkskunst und Handwerk“ von Hans Karlinger (München). Schon diese kurze Auswahl aus 24 Aufsätzen lässt erkennen, wie mannigfaltig der Inhalt der hübsch ausgestatteten Zeitschrift ist. Sie bringt beachtenswerte wissenschaftliche Ergebnisse und Anregungen in gesälligem Gewande und wird allen Freunden deutscher Volkskunde Freude machen.

H. Zeiß.

Ernst Gamillscheggs: Die Sprachgeographie und ihre Ergebnisse für die allgemeine Sprachwissenschaft. 70 S., 1 Karte, 14 Tafelkärtchen. Bielefeld 1928. Verlag Velhagen u. Klasing. Preis RM. 2.—

Die kleine Schrift ist, wie schon ihre Einreichung in die „Neuphilologische Handbibliothek“ zeigt, in erster Linie für den Lehren der Fremdsprachen bestimmt; doch gibt sie, wenn auch an Beispielen aus den romanischen Sprachen, eine so übersichtliche Einführung in die sprachgeographischen Fragen, dass sie nicht auf diesen engeren Kreis beschränkt zu bleiben verdient. U. a. wer-

den Mundartenbildung, Lautwandel, Wortwanderung, Formen- und Wortlagerung, Wortschwund und Volkszymologie erörtert. Welche große Bedeutung der sprachgeographischen Arbeit (z. B. dem Deutschen Sprachatlas) für die Kulturgechichte kommt, hebt der Verfasser im Schlusswort hervor: „Das Fehlen eines alten Wortes in einer Sprache kann, das lebt uns die Sprachgeographie, zahlreiche Gründe haben. Auf das Fehlen des durch ein Wort bezeichneten Begriffes in alter Zeit aus dem Fehlen eines entsprechenden Wortes zu schließen, wird erst dann möglich sein, wenn alle Möglichkeiten des Wortschwundes mit in Betracht gezogen sind.“

H. Zeiß.

Schwäbisches Heimatbuch 1928. 194 S. Zahlreiche Bilder. Herausgegeben vom Bund für Heimatdienst in Württemberg und Hohenzollern. Verl. Otto Beckte G. m. b. H., Esslingen.

Unter den mannigfaltigen Beiträgen des hübsch ausgestatteten Bandes seien die Aufsätze über Hall, über Bauenleben und ländliche Volksbildungarbeit, sowie der über die Tierwelt der stehenden Gewässer in Württemberg besonders hervorgehoben. Den Hauptinhalt aber bilden Erörterungen über „Heimatdienst und Volkswirtschaft“ und „Heimatdienst und Neues Bauen“, welche grundsätzlich Wichtiges über Fragen bieten, die in ganz Deutschland, nicht nur im Schwabenland, brennend geworden sind. Schon deswegen darf der Band, der in einem Anhang zahlreiche Bücherbesprechungen über „Bauen und Wohnen“, „Heimatdienst“, „Völkerkunde“ und verwandte Gebiete bringt, auf allgemeine Beachtung rechnen.

H. Zeiß.

D. Dr. Alfred Jeremias: Germanische Grömmigkeit. 44 S. Leipzig 1928. Verlag A. Klein. Preis RM. 1.50 (geb.).

Der Verfasser glaubt aus der Edda und aus anderen Überlieferungen eine „altgermanische Gnosis“ erschließen zu können, und kommt zu der Annahme, die Germanen seien innerlich besser als andere Völker für das Christentum vorbereitet gewesen, das aber in verbildeter (römisch-fränkischer) Gestalt zu ihnen gelangt sei. Für Schlosser von so großer Tragweite gestattet leider der gewählte Rahmen keine ausführliche und für den vorauskenntnislosen Leser verständliche Darlegung und Begründung. Eine sorgfältige Durcharbeitung hätte große Schätzungen befähigen können. (S. 24: der Vernichter des Templerordens war Philipp der Schöne). Die Art der Quellenbenutzung erscheint nicht einwandfrei, wenn man hört, dass Tacitus

eine Mysterienfeier auf einer Ostseeinsel gesehen habe (S. 19: man lese Tacitus, Germ. c. 40) und wenn man die Geschichte vom Werden der Stände aus der Rigothula in das Grimmomäl (nicht Grimsomäl) versetzt findet (S. 6). *H. Zeiß.*

Walter Scheidt, Rassenunterschiede des Blutes. 1927. Verlag Georg Thieme, Leipzig. Preis kart. 4,50 RM.

Der Verfasser, der bisher diesen Dingen noch fern stand — selbst in dem im gleichen Jahr erschienenen Heft „Rassenforschung“ werden die Blutgruppen noch nicht erwähnt — hat hier nach Durcharbeitung der wichtigsten Literatur die Ergebnisse unter anthropologischen Gesichtspunkten kritisch zusammenge stellt; er gibt damit eine gewisse Ergänzung zu den bisher erschienenen sehr umfangreichen Darstellungen der Blutgruppenprobleme, von denen, als die wichtigsten, nur die von Latten, L. Hirschfeld und P. Steffan genannt seien.

Zunächst werden Einteilung und Bezeichnungen der Blutgruppen erwähnt; sodann wendet sich der Verf. ausführlich den Voraussetzungen für eine rassenkundliche Verswendung der Blutgruppen zu; er kommt dabei zu der Überzeugung, daß die Frage, ob „die Isohämagglutination ein Rassenmerkmal sein könne“, für die vier „rassischen“ Ausprägungsformen durch die bisherigen Forschungsergebnisse ziemlich zuverlässig bestätigt werden kann“ „dürfte“ (S. 12). Ich glaube, man kann nach den zahllosen heute vorliegenden Untersuchungen schon rubig sagen, die Blutgruppen sind ein rassenkundliches Merkmal, denn es hat sich in nun mehr schon achtzehnjähriger Arbeit nicht ein einziges Moment gefunden, das sich gegen diese Auffassung wendet, desto mehr aber, die außerordentlich dafür sprechen! Es gibt nur sehr wenige anerkannte anthropologische Merkmale, die so wenig paratypischen Einflüssen ausgesetzt sind, wie gerade die Blutgruppen, bei denen Paravariationen bisher überhaupt nicht mit Sicherheit nachgewiesen werden konnten!

Gut sind einige vom Verf. bei diesen Erörterungen ausgesprochenen Gedanken über den Auslesewert von Rasseeigenschaften, so z. B. seine Ansicht, daß „Mitauselese ein entscheidendes Moment der Rassusbildung ist“ und daß man „mit der Ausnahme unmittelbarer Auslesewertigkeit im allgemeinen sehr zurückhaltend sein“ müsse (S. 18). Der Verfasser fordert mit Recht — diese selbstverständliche Forderung haben auch andere schon ausgesprochen — daß man sich bei den zu untersuchenden Bevölkerungen nicht mit allgemeinen Bezeichnungen, wie „Russen“, „Italiener“ usw. begnüge, sondern daß man

mit größter Sorgfalt die genaue Herkunft und andere für die rassenkundliche Beurteilung unumgänglich notwendige Dinge feststellen müsse; er fordert Angaben über „Alter, Geschlecht, Herkunft, wirtschaftliche und gesellschaftliche Zugehörigkeit“ jeder einzelnen untersuchten Person, „Herkunft, Geschichte und Lebensverhältnisse der Bevölkerung“ (S. 26). Ich habe bei den von mir angelegten Arbeiten stets auch die Herkunft von Vater und Mutter jeder Einzelperson und die Religionszugehörigkeit feststellen lassen, die in gar nicht seltenen Fällen — man denkt nur an Voerderindien — für die Rassenkunde sehr wichtig ist. Es ist jedem Anthropologen klar, daß ohne diese Feststellung keine brauchbaren rassenkundlichen Schlüsse gezogen werden können. Leider hat aber — und das tutd auch Sch. sehr stark — nur ein verhältnismäßig recht kleiner Teil der bisherigen Untersucher (es waren bisher nur wenig sachanthropologisch Vorgebildete das bei) diese selbstverständlichen Forderungen berücksichtigt, und so ist nur ein Teil der bisherigen Blutgruppenuntersuchungen, und vielfach auch nur mit Vorsicht und starker Kritik, rassenkundlich zu verwerten. Eine vom Verf. zusammengestellte Liste der bisherigen Untersuchungen trennt deutlich die rassenkundlich brauchbaren von der weniger guten.

Ein weiterer Abschnitt ist der rechnerischen Aufbereitung der Befunde gewidmet; dabei wird auch der von Hirschfeld benutzte „biochemische Rassenindex“ kritisch behandelt, aber wichtige von anderen Autoren vorgebrachte Indizes nicht erwähnt. In anderen Kapiteln werden die bisher veröffentlichten Untersuchungsergebnisse zusammenge stellt und verglichen und die bisher von allen Fachleuten festgestellte höchst interessante Zunahme des A-Blutes von Asien bis Nordwesteuropa und die Zunahme des B-Blutes in der umgekehrten Richtung erwähnt.

Häufig und mit Eindringlichkeit wendet sich der Verf. gegen den von Nicht-anthropologen gemachten Versuch allein auf die Blutgruppen eine „Rassen“-Einteilung zu begründen; aber man wird diese Entgleisung der Nichtfachleute nicht sehr tragisch nehmen brauchen, denn sie beruht auf einer mißverständlichen Benutzung des „Rasse“-Begriffes (man meint Rassen-Gruppen), und kein Anthropologe wird sie mitmachen. Einigermaßen schief ist das bei der von Sch. angewandte Vergleich, man könnte ebenso gut „genetologische Rassen“ auch „Kopfindertassen“ oder „Haarsfarbenrassen“ oder „Nasenrassen“ aufstellen; er über sieht dabei, daß es sich bei den letzte-

nannten Merkmalen um morphologische, bei den Blutgruppen aber um ein physiologisches Merkmal handelt.

Der Verfasser fordert schließlich, daß zur Klärung der noch nicht gelösten Fragen möglichst viele Blutgruppenuntersuchungen durchgeführt werden sollten; „solche Untersuchungen sind deshalb sicher für die Rassenkunde kaum minder erwünscht, als für die Serologie“ (S. 71). Diese Forderung nach energetischer Weiterarbeit unter anthropologischem Gesichtswinkel und unter anthropologischer Kontrolle (die, wie wir oben sahen, für unsere Fragen besonders notwendig ist) wird bereits seit 1926 von der zu diesem Zwecke gegründeten „Deutschen Gesellschaft für Blutgruppenforschung“ erhoben; Sch. erwähnt diese Gesellschaft, deren Mitglieder jetzt schon in der ganzen Welt leidig arbeiten, mehrwürdiglicherweise überhaupt nicht.

O. Rehe.

Carl Schuchhardt: *Vorgeschichte von Deutschland*. 355 S., 225 Abb. 1928. Verlag R. Oldenbourg, München u. Berlin. In Ganzleinen M. 8.—.

Eine deutsche Vorgeschichte auf dreihälfzbundert Seiten, von denen ein ansehnlicher Teil durch die erfreulich reiche Zahl der Karten und Bilder eingenommen wird — das ist eine Leistung, zu der wohl weniger außer dem langjährigen Direktor der vorgeschichtlichen Abteilung des Berliner Museums für Völkerkunde imstande gewesen wären. Das Buch erscheint als Teil des bekannten Reimannschen Geschichtswerkes für höhere Schulen, dessen „Ergänzungsbände“ damit eine wertvolle Sicherung erfahren. So wird es zunächst unter der Lebenschaft der höheren Schulen seine Verbreitung finden, und wird ohne Zweifel gerade hier zur besten Kenntnis der deutschen Vorgeschichtsforschung beitragen und — was sehr wichtig ist — neue Mitarbeiter gewinnen. Aber der Kreis derer, die wenigstens als aufmerksame Beobachter zufälliger Bodenfunde in der Heimat wertvolle Rettungsdienste für die Wissenschaft zu leisten imstande sind, kann gar nicht groß genug sein, und wie wünschenswert deshalb dem Buch viele Leser. Kommt es doch in geeigneter Weise dem immer stärker auftretenden Wunsche entgegen, über das deutsche Altertum mehr zu erfahren, als auf dem üblichen Bildungsweg im allgemeinen Brauch ist. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß der Verfasser von „Alteuropa“ die Dinge nicht im engen Raum, sondern in weltweiten Zusammenhängen sieht, und daß er diesen notwendigen Ausblick dem Leser in fesselnder Weise eröffnet. Eine deutsche Vorgeschichte, die sich nicht allein auf die Ger-

manen beschränkte, war längst ein Bedürfnis; unser Volk ist in einer langen Geschichte aus Stämmen verschiedener Zungen zusammenge schweigt worden, und so muß auch deren Vorzeit gebührende Berücksichtigung finden. Sehrlich ist es schwer, alle wichtigen Teile eines so gewaltigen Gebietes gleichmäßig zu würdigen; als Anregung für eine spätere Auslage sei hier ausgesprochen, daß die Merowingerzeit (etwa im Vergleich zu Aetona und Rehtra) etwas stiefmütterlich behandelt ist, und daß zwar die sehr bemerkenswerten Vorläufer (Petrossa, Saarau, Thorsberg, Bertib) und einige frühe Funde (Anderlingen, Childerichgrab, Weimar) im Bilde vorgeführt werden, das typische Inventar des 6. und 7. Jahrhunderts aber vollständig ausfällt (das eine Bild von Oberflacht ist nicht typisch). Aber solche Wünsche fallen nicht erheblicher ins Gewicht, als die Verschiedenheit der Ausfassungen, die auf dem weiten Forschungsbereich hier und da besteht.

Von den Eiszeiten bis auf Karl den Großen, ja mit den Wikingern und den ostdeutschen Slaven und Preußen darüber hinausgreifend, schildert Schuchhardt jede Kulturstufe in ihren bezeichnenden Erscheinungen (Bodenmerkmale; Siedlungs- und Grabsfunde) unter Berücksichtigung ihrer Entstehung und ihrer Auswirkung in zum Teil ferne Gebiete. (Indogermanenwanderungen!) Menschenart, Volksstum, religiöse Sitte, später auch politische Geschichte (Römerkriege) — um nur das Wichtigste anzudeuten — werden behandelt. Es ist nur zu wünschen, daß das Buch vielen ein Führer zur deutschen Vorgeschichte werden möge.

S. Seiß.

Georg Steinhäuser: *Germanische Kultur in der Urzeit*. 199 S., 14 Abb. Leipzig 1927. Verlag B. G. Teubner. Preis M. 5.—.

Der Verfasser, der vor allem durch seine umfassende „Geschichte der deutschen Kultur“ bekannt ist, gibt das Büchlein bereits in vierter Auflage heraus, das beste Zeichen, daß es einem wirklichen Bedürfnis entspricht. Daß der gewaltige Stoff in möglichst knappe Form gebracht werden mußte, ist selbstverständlich; die gedrängte Darstellung bemüht sich, ein rein sachliches, durch keine Vorexzeile gerührtes Bild zu entwerfen, und vermeidet es mit Recht, das Hypothetische — auf diesem Gebiet gibt es nun einmal vieles, was heute Annahme ist, und es zum Teil immer sein wird — zur Tatsache zu erheben. So erfüllt es eine der wesentlichsten Voraussetzungen für ernsthafte Beschäftigung mit dem ganzen Gebiet, zu deren Vertiefung zahlreiche Hinweise auf umfangreiche Werke und Einzelarbeiten ein-

laden. Hier ist es zweifellos schwer, eine befriedigende Grenzlinie zu ziehen; Werke wie die von Scheltema (Altnordische Kunst) und Schumacher (Siedlungs- und Kulturgechichte der Rheinländer) vermissen man ungern. Auf Abbildungen wäre vielleicht besser verzichtet worden, da sie bei gebotener starker Beschränkung doch nur sehr willkürlich gewählt werden können. Besonders sei, daß die Darstellung die Verhältnisse bei den Germanen bis herab auf den großen Hunneneinbruch (375) einbezieht; der Begriff "Urzeit" läßt dies eigentlich nicht erwarten.

G. Seiß.

Leopold Weber: *Walthari und Hildegund. Eine Völkerwanderungssage. Mit 4 farbigen Bildern von L. Eberle.* 158 S. A. Thienemans Verlag, Stuttgart. Ganzleinen RM. 5.50.

Wir verdanken dem Verfasser bereits eine Reihe wertvoller Neuschöpfungen deutscher Sagen: Dietrich von Bern, die Hegelungen (Gudeutsche Sage), Parzival; dazu Midgard und Asgard, wo die nordischen Götter- und Heldenbüchungen gesammelt sind, und eine deutsche Fassung der isländischen Sage von Gioli dem Gedöteten. Das neue Werk bringt eine glückliche Gestaltung der Geschichte von Walthar und Hildegund, die wir leider nur aus dem lateinischen Gedicht des jungen Etzehard von St. Gallen und aus wenigen anderen Bruchstücken kennen. Der Dichter

zeigt wieder seine Meisterschaft im kunstvollen Aufbau eines echt sagenmäßigen, den Leser in den Bann ziehenden Werkes und in der Sprachgewalt, die dem Ganzen einen eigenen Charakter aufzuprägen weiß. Aber es ist nicht allein das heldische Leben der bewegten Völkerwanderungszeit, das in prächtigen Bildern uns fesselt; immer klingt die Stimme eines erfahrenen Kenners und treuen Mahners seines Volkes durch, der den Lesenden zur Mahnung und zum Ansporn schreibt, wenn er die Helden eines längst verlorenen Jahrhunderts mannshafte Worte spricht. Erst der wird die ergriffende Schilderung der Freimündigkeit (von Walther und Hildegunds Heimatländern) und des Gesangenenlos ganz verstehen, der die die letzten zehn Jahre mit wachen Augen durchlebt hat. Das Buch ist im besten Sinne zeitgemäß und doch nicht zeitgebunden; ein echter Dichter weiß die Pois des Tagesredners zu meiden. Dass wir es erleben, wie unter uns alte Sagengegenstände in vertiefter Auffassung neu geschaffen werden und aus eisernem Schicksal das Rüstzeug zu neuer innerer Erhebung und damit zur künftigen Befreiung geschmiedet wird, ist für die Leserschaft unseres Volkstums ein glückverheißendes Zeichen. Wir wünschen diesem Werk echten deutschen Geistes den Weg zu vielen in unserem Volk, zu Alten wie Jungen.

G. Seiß.

An die Mitglieder des Werkbundes für deutsche Volkstums- und Rassenforschung.

Auf unser Preisauftschreiben „Nordische Ahnentafeln“ sind so zahlreiche Einsendungen erfolgt, daß wir erst im Januarheft 1929 über das Ergebnis werden berichten können.

Wir sind in der glücklichen Lage, unseren Mitgliedern zwei neue Bücher zu geben zu können. Näheres finden Sie auf der diesem Heft beiliegenden Doppelkarte.

Wir bitten alle unsere Mitglieder, uns auch weiterhin durch tätige Mitarbeit zu unterstützen. Am besten können Sie dies, wenn Sie unsere Zeitschrift in Ihrem Freundes- und Bekanntenkreise empfehlen und so für weiteste Verbreitung der hier ausgesprochenen Gedanken sorgen.

Nennen Sie uns die Anschriften von allen Bekannten, von denen Sie glauben, daß sie für den Bezug von Volk und Rasse in Frage kommen. Wir werden diesen dann Probebeste zukommen lassen. Für jeden gewonnenen Bezieher widmen wir dem Einsender eine Büchergabe im Werte von etwa RM. 1.50 (Ladenpreis), für 5 gewonnene Bezieher einen freien Jahresbezug von Volk und Rasse oder ein gleichwertiges Buch aus unserem Verlag.

Werkbund für deutsche Volkstums- und Rassenforschung.

München, Paul Heyse-Str. 26.